

Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.
bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend
katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Gerhard Nitschke „Kultur des Friedens“	Seite 2
Pfarrer Paul Magino <i>Geistliches Wort sehen und begreifen</i>	Seite 3
55. GEMENTREFFEN	
Prof. Dr. theol. Stephan H. Pfürntner <i>Miteinander leben: Zur Kultur und Ethik im künftigen Europa</i> <i>Referat zur Festlichen Stunde beim 55. Gementreffen</i>	Seite 4
Elżbieta Grabarek-Bartoszewicz Grußwort in der Festlichen Stunde	Seite 9
Zum Lobe Gottes	Seite 10
Kulturelle Abende	Seite 11
Brigitte Ordowski Marienthal – Besichtigungsfahrt für die ausländischen Gäste	Seite 12
Stunde der Gemeinschaft: „Wir sitzen alle in einem Boot“	Seite 13

56. GEMENTREFFEN VOM 24. BIS 29. JULI 2002

8. STUDIENTAGUNG IN DANZIG

Gerhard Nitschke Von Stettin bis Reval Der südliche Ostseeraum – Geschichte – Gegenwart – Zukunft	Seite 14
Prof. Dr. Jan M. Piskorski Die „alten“ und die „neuen“ Pommern	Seite 16
Adalbert Ordowski Die Geschichte der christlichen Kirchen in den baltischen Staaten <i>Zum Referat von Dr. Lambert Klinko</i>	Seite 19
Adalbert Ordowski Die Verfolgung der Kirchen im Baltikum im 20. Jahrhundert <i>Zum Referat von Dr. Lambert Klinko</i>	Seite 21
Henryk Bereska – Autorenabend	Seite 22
Piasnitz / Piaśnica	Seite 23
I. Weltweites Treffen der Danziger / 9. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig	Seite 24
Glückwünsche / Veranstaltungen	Seite 24

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend
Martinstraße 47–55, 40223 Düsseldorf.

Redaktion:

Gerhard Nitschke (verantw.), V. Nitschke-Wobbe
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74
E-Mail: g.nitschke@adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: w.wilczek@t-online.de

Fotos: H. Derow, KNA, G. Nitschke, M. Piotrowicz,
U. Wobbe.

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.

Für Mitglieder ist der Bezugspreis im
Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe
von 12,- Euro je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

Diese Ausgabe des *adalbertusforums* besteht aus zwei Teilen: sie bringt im ersten nachgeholte Beiträge vom 55. Gementreffen, im zweiten den Gesamtbericht und einige Detail-Beiträge von der 8. Studientagung in Danzig.

Am Beginn steht das Schlussreferat in der Festlichen Stunde des 55. Gementreffens, das Prof. Dr. Stephan Pfürntner teilweise in freier Rede vorgetragen hatte und aus Zeitgründen im zweiten Teil kürzen musste, hier jedoch nach dem Manuskript im Wortlaut abgedruckt ist. Da es zum einen sowohl aus der langjährigen und zeitweilig auch mit-

erweiterung zwei gewichtige Aufgaben: zum einen gilt es bei jenen, die nun in die Gemeinschaft aufgenommen werden, die Ängste zu mindern, die Hoffnungen zu stärken und sie zur Wahrnehmung der gemeinsamen Aufgaben zu ermuntern, stets unter Beachtung ihrer Würde und der von ihnen in die Gemeinschaft eingebrachten Werte; zum anderen gilt es daran zu denken, dass nach Verlegung der EU-Außengrenze hinter die neu aufgenommenen Staaten auch neue Ab- und Ausgrenzungen entstehen. Was geschieht mit der Region Königsberg, mit Staaten wie der Ukraine, Weißrussland

„KULTUR DES FRIEDENS“

verantwortlichen Bindung des Referenten an unsere Gemeinschaft als auch durch das Einbringen von Momenten des eigenen Lebensweges teilweise den Charakter eines persönlichen Bekenntnisses hat, zum anderen besonders im zweiten Teil sehr wesentliche und wegweisende Gedanken zur „Kultur des Friedens für das künftige Europa“ enthält, sollte es ungekürzt dokumentiert werden.

Das Thema des Referates war insbesondere auf die Zukunft Europas gerichtet, die wir 2001 vor allem unter dem Aspekt der Minderheitenproblematik in den Blick genommen hatten. Sie wird uns auch beim kommenden 56. Gementreffen 2002 intensiv beschäftigen, das unter dem Leitwort stehen wird:

EU-OSTERWEITERUNG Hoffnungen – Ängste – Aufgaben

Ähnlich wie der Umgang mit den Volksgruppen, Minderheiten und „Fremden“ – die Arbeitsergebnisse des letzten Gementreffens haben das sehr deutlich gemacht – einerseits uns Toleranz und Verständnis für deren geschichtlich, politisch, religiös und kulturell bedingte Eigenständigkeit abverlangt, andererseits jedoch auch von diesen den Willen zur Integration und deren tatsächlichen Vollzug, so wird die EU-Osterweiterung von allen Partnern ein hohes Maß an Bereitschaft einfordern, zunächst offen auf einander zuzugehen und dann in wirklicher Gemeinschaft in die gleiche Richtung weiterzugehen.

In den „10 Grundsätzen zur kulturellen und sittlichen Orientierung unserer gemeinsamen Zukunft“, die Prof. Pfürntner unter Punkt 5. seines Referates auflistet und erläutert, werden von ihm Wegmarken gesetzt für eine Kultur und Ethik des Umgangs der Menschen in Europa, ganz gleich welchen historischen, religiösen, kulturellen Hintergrund sie haben. Die Frage der Achtung der Menschenrechte spielt hier eine besonders wichtige Rolle, wie der Referent ausführte, sie sind allen anderen Regeln und Normen der Staaten – und auch der Religionen und Kirchen – übergeordnet.

Von hier aus ergeben sich für die EU-Ost-

und der Slowakei, wenn jene Staaten, mit denen sie bisher mehr oder weniger eng in vielerlei Beziehungen verbunden waren, nun zur EU gehören, sie aber nicht?

Des Gesprächs über beide Aufgaben wird sich das 56. Gementreffen annehmen: es werden also sowohl Vertreter der Kandidaten-Staaten dabei sein, als auch Vertreter der zukünftigen Anrainer-Staaten. Wir wollen versuchen, im offenen Dialog zu klären, wie die neue Grenze sowohl wirksam wird, als auch übersprungen werden kann. So wird in Gemen am Samstag die Frage als Thema über dem abschließenden Gesprächsforum stehen: „Wie weit reicht Europa? – Geistige Brücken über die künftige EU-Ostgrenze hinweg“.

Doch können und dürfen die von Prof. Pfürntner aufgestellten „10 Grundsätze“ nicht nur Wegmarken für eine Kultur des Friedens in Europa sein. Der 11. September 2001 und die Folgen haben uns unauslöschlich deutlich gemacht, dass wir in einer immer globaler werdenden Welt leben, in der die gesamte Menschheit von jedem Ereignis der Unmenschlichkeit, des Unfriedens, des Terrors betroffen ist.

ZUM TITELBILD

Der Ausschnitt aus der um 1650 vom Amsterdamer Kupferstecher und Verleger Frederik de Witt erstellten Karte zeigt den Raum, auf den sich die Thematik sowohl des 55. Gementreffens – das „nördliche Ostmitteleuropa“ – als auch der 8. Studientagung in Danzig – „Von Stettin bis Reval“ – bezog. Zur Entstehungszeit der Karte waren jedoch die Zuordnungen und Grenzen ganz andere als heute, große Teile des Gebietes waren unter dem Dach der polnisch-litauischen Adelsrepublik vereint, die im Osten anschließenden unter dem des russischen Zarenreichs.

Beim kommenden 56. Gementreffen wird dieser Raum wieder thematisch im Mittelpunkt stehen, und zwar unter dem Aspekt einer erneuten Einigung eines Teilgebietes, diesmal unter dem Dach der Europäischen Union.

Und so sehr uns in den letzten Jahren die Ereignisse „vor unserer Haustüre“ auf dem Balkan tiefst berührt haben – weil sich darin teilweise unser eigenes Schicksal wiederholte und damit deutlich wurde, dass man seit 1945 einer Lösung der Probleme um den gewaltsamen Heimatverlust keinen Schritt näher gekommen ist – so tief berühren uns nun in immer stärkerem Maße die grausamen Geschehnisse im Nahen Osten und fordern auch unsere Meinungsbildung und Stellungnahme heraus.

Man stelle sich vor, man hätte die nach 1945 in das deutsche Restgebiet strömenden Heimatvertriebenen aus dem durch alliierte Verträge den Nachbarstaaten übergebenen Gebieten hier bis heute in Flüchtlingslagern kaserniert, ohne Chance, sich in die neue Umgebung zu integrieren und dort in Freiheit zu leben und zu arbeiten.

Es war Stalins Hoffnung, dass sich so in Deutschland ein Gewaltpotential ohne Fähigkeit zu demokratischen Lebensformen entwickeln könnte, das ganz Restdeutschland in Ost und West in die Arme des Kommunismus treiben würde.

Wenn auch Vergleiche immer hinken, so

darf man sicher mit Recht behaupten, dass es im nahen Osten kein Ende der Spirale des Mordens geben wird, wenn dem Palästinensischen Volk nicht endlich ein Lebensraum gegeben wird, in dem es sich in Freiheit entfalten kann, unbedroht, unreglementiert, in Eigenverantwortung und unter absoluter Achtung der Menschenrechte.

Wir werden als Deutsche immer wieder ermahnt, wir sollten uns wegen der Sünden in der Vergangenheit mit Stellungnahmen gegenüber Israel zurückhalten. Ich meine zum einen, dass mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen ist, in dem unser Volk bewiesen hat, dass es geläutert widerstanden ist zu einer friedlichen und verantwortungsbewussten Nation in der Völkergemeinschaft Europas und der Welt, der man zu keinem Thema mehr „das Maul verbinden“ kann; zum andern jedoch, dass gerade unsere Erfahrungen nach dem II. Weltkrieg, unsere Bemühungen und auch Erfolge auf dem Weg zu Verständigung und Versöhnung mit den Völkern, von denen uns gegenseitige Leiderfahrungen trennten, uns das Recht geben und in Pflicht nehmen, das Unrecht beim Namen zu nennen und zur Versöhnung zu mahnen.

Und dazu gehört meines Erachtens auch, deutlich zu sagen, dass es vor allem an Israel und den USA liegt, diesem Morden ein Ende zu setzen, vornehmlich an Ministerpräsident Scharon, bei dem man immer mehr das Gefühl hat, dass das Wort *Schalom*, das wir nach dem Krieg mit so großer Begeisterung durch viele jüdische Lieder in unseren Sprachschatz integriert haben, aus dem seinen längst verschwunden ist.

Nicht nur die militärische Besetzung Bethlehems durch israelische Panzer am Ostersonntag, vom Heiligen Vater in seiner Osterbotschaft mit Empörung und Trauer verurteilt, ist eine Schande für die freie Welt. „*Es scheint, als sei dem Frieden der Krieg erklärt worden*“, rief der Papst aus, und „*niemand darf schweigen und untätig bleiben, keiner, der in Politik oder Religion Verantwortung trägt!*“

Folgen wir seinem Appell, wie auch dem Aufruf zum Gebet für den Frieden im „Heiligen Land“, wenn man auch bei dessen Attribut „heilig“ erheblich ins Zweifeln kommt.

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

sehen Geistliches Wort und begreifen

Pfarrer Paul Magino

Menschen sind es viele, die Jesus begleiten, sie gehen mit ihm, sie bleiben stehen, sie gehen von ihm weg, sie sind begeistert und lehnen ihn ab. Wie Menschen sich zu anderen verhalten, verhalten sie sich zu Jesus.

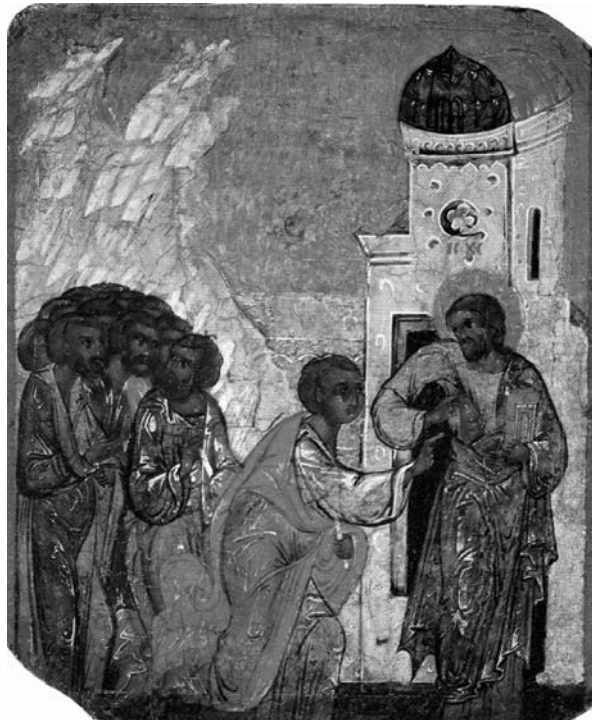
Auch für seine Nächsten, für die Jünger und Jüngerinnen und für die Apostel gilt das.

Auf dem Weg zum Kreuz sind es die Jünger, die am Ölberg das angesagte Wachen schlafend verbringen, Petrus verleugnet seine Freundschaft und Nähe zu Jesus, als er darauf angesprochen wird. Und wo waren die Jünger auf dem Weg zum Kreuz?

Sind nicht sie alle wie wir? Gemeinsam Gutes erfahren und erleben ist leichter, als Schweres zu ertragen, Ungewisses auf uns zu nehmen. Weit weg von den Jüngern Jesu sind wir nicht.

Thomas, einer der Zwölf, ist nicht bei den anderen, als der Auferstandene zu seinen Jüngern kommt. Und als sie ihm erzählen vom Herrn, glaubt er nicht. Er, der so viel gehört hatten von seinem Meister, er, bei dem der Glaube durch das Hören gekommen ist, vertraut dem Wort nicht mehr. Ein moderner Mensch gleichsam. Er will begreifen, die Finger in die Wunden legen, nur so sind Zweifel auszuräumen.

Verlassen wir uns noch auf das Wort der anderen? Oder brauchen auch wir zum Glauben und Vertrauen erst handfeste Beweise?



**„Der ungläubige Thomas“,
zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.
Ikone aus Nowgorod.**

Thomas erlebt acht Tage später den Auferstandenen, diesmal ist er bei den anderen. Und Jesus gibt ihm, was er braucht, die Nähe und Berührung. Die Berührung schafft Vertrauen, nimmt ihm seine Zweifel, bringt ihn wieder zum Glauben.

Was er sagt, ist schlicht und einfach, und doch nicht größer zu sagen. Eine Kurzformel des Glaubens, alles sagt sie: „Mein Herr und meine Gott.“ Kein Fragen mehr, kein Zweifeln, Gewissheit vielmehr, Vertrauen,

Glauben. Das alles geschieht, weil Jesus wieder erkannt hat, was sein Gegenüber braucht, und weil er ihn mit seinen Fragen und Offenheiten annimmt.

In uns allen ist diese Seite von Thomas zu finden, wir sind Menschen wie er. Ist auch diese Seite Jesu bei uns Christen zu finden?, dass wir sehen, was der andere braucht, dass wir seine Zweifel nicht überdecken mit einem Schwall von Worten, sie ihm ausreden wollen, dass wir Begegnung und Nähe zulassen, die Zweifel und Angst nehmen?

Es ist gerade die Botschaft vom Frieden und der Gerechtigkeit in der Welt, die in diesen Ostertagen wieder aufs Neue so im Mittelpunkt unseres Sehns und Hoffens ist. Wir erleben, wie brüchig der Friede ist, wie die Gerechtigkeit weltweit mit Füßen getreten wird. Wir erfahren auch die andere Seite: Gott schenkt Versöhnung, wenn Gegner sich die Hände reichen, wenn Völker einen Weg zueinander suchen, wenn Menschen einander annehmen.

Thomas bezeichnen wir oft als den Ungläubigen. Er ist auch der Bekenner, ohne Wenn und Aber: „Mein Herr und mein Gott“.

Ich wünsche uns, dass auch wir diese Erfahrung machen in diesen österlichen Tagen: vom Zweifel zur Erkenntnis, aus der Unklarheit in die Klarheit. Das macht auch uns zu Boten des Friedens und der Gerechtigkeit.

Miteinander leben: Zur Kultur und Ethik im künftigen Europa

Liebe Landsleute und Danziger Freunde, liebe polnische Gäste und Gäste aus dem Baltischen Ostseeraum!

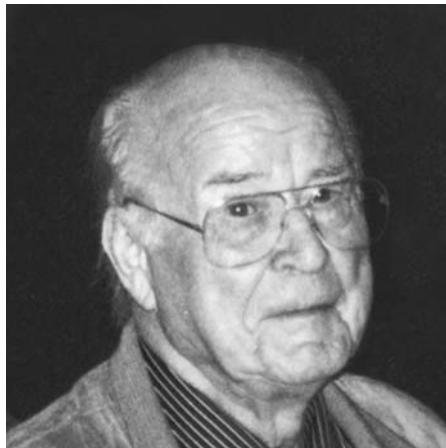
1. Erwägungen als Zeitzeuge

Als ich die Einladung zu diesem Vortrag erhielt, haben Gerhard Nitschke und ich bedacht, dass ich meinen Beitrag zum Thema nicht abstrakt, sondern eingewurzelt in die eigene Lebensgeschichte einbringen könnte oder sollte, gleichsam als Zeitzeuge.

Tatsächlich gehöre ich nicht nur zu denen, die noch als Jungen oder Mädchen in Danzig zwischen 1922 und 1945 in ihren Familien großgeworden sind. Zunächst haben wir in Schule und Elternhaus, in Jugendgruppen, Kirch- und Bürgergemeinden zwar bisweilen durchaus ein spannungs- zugleich aber doch Frieden suchendes Miteinander zwischen Deutschen und Polen, Kaschuben und Juden erlebt.

Wenn wir – mein Bruder und ich – 1932 als gerade eingeschulte Sextaner zu unserer Schule vom Danziger Hauptbahnhof über den Holz- und den Kohlenmarkt am Stockturm vorbei durch das Langgasser Tor, und schließlich am Rathaus vorbei gingen, konnten wir mehrfach den Leitspruch der alten Danziger Bürgerschaft in Wappen- oder anderweitigen Stein-Inschriften lesen: „*Nec temere – nec timide*“ – „*Nicht verwegen – aber auch nicht furchtsam*“. Wir ahnten auf der damaligen Altersstufe nicht annähernd, wie folgenschwer es werden könnte, das immer neu zu suchende Gleichgewicht der sittlichen Menschlichkeit zu verachten, das in dem antiken Satz „*Nec temere – nec timide*“ zum sprachlichen Ausdruck drängte. Das sollten wir – gleichsam in der Negativ-Folie – von 1933 ab in zunehmendem Maß erleben.

Inzwischen liegen gerade auch zum Politterror der Nationalsozialisten in und um Danzig detaillierte Studien vor: z. B.: *Dieter Schenk, Hitlers Mann in Danzig. Albert Forster und die NS-Verbrechen in Danzig-Westpreußen* (Dietz Verlag Bonn 2000); oder *Dieter Schenk, Die Post von Danzig. Geschichte eines deutschen Justizmordes. Mit einem Vorwort von Horst Ehmke* (Rowohlt, Reinbek b. Hamburg 1995). Oder: *Stutthof. Das Konzentrationslager.*



Eine Gemeinschaftsarbeit polnischer Wissenschaftler. Interpress, Warszawa 1988, deutsche Übersetzung Rita Malcher, Marpress, Gdańsk 1996.

Ich habe die Arbeiten, zumal diejenige über Stutthof mit größter persönlicher Beteiligung gelesen. Der November 1944 tauchte wieder auf, als es meiner Familie und mir gelang, in einer Nacht- und Nebel-Aktion drei jungen Jüdinnen aus dem Stutthofer KZ zur Flucht zu verhelfen.

Damals ging mir definitiv auf (aber auch erst damals!): Die „Nazis“ traten grundlegende Lebensrechte der Menschen mit Füßen. Diese Lebensrechte waren nicht nur in politische Konventionen und international geltende Völkerverträge eingegangen. Sie bildeten auch den Ausdruck einer Völker übergreifenden Moralität – z. B. in Dekalog der mosaischen Gesetzestafeln, den „Zehn Geboten“ benannt.

In welchem Ausmaß der NS-Terror geschah, das ahnte ich selbst noch nicht, als *Gerda*

Gottschalk, eine der Geflüchteten, der meine Familie Unterschlupf gewähren konnte, von ihren eigenen Erlebnissen zu berichten begann. Dabei waren diese Erlebnisse schon schrecklich genug. (Sie hat sie in dem Bändchen *Der letzte Weg. Südverlag Konstanz 1991, 2. Aufl. 1999* niedergelegt.)

Die angesprochenen historischen Verhältnisse in Danzig-Westpreußen, als Beispiel für den

Mahnmal im Konzentrationslager Stutthof.

Referat zur
Festlichen Stunde
beim
55. Gementreffen
am 5. August 2001

Prof. Dr. theol. Stephan
H. Pfürntner, Marburg

ganzen NS-Terror haben eine geschichtliche Unvergleichlichkeit. Aber ideologische, nationalistische, religiöse Verblendung zeitigt nach wie vor ihre Wirkung, bis in unsere Gegenwart. Wer steht nicht erschüttert vor den

Gewaltausbrüchen zwischen Israelis und Palästinensern, zwischen den Katholiken und Protestanten in Nordirland, zwischen den verfeindeten Ethnien oder Nationen auf dem Balkan!

2. Zur Spannung und Spannweite unseres Themas

Ich habe Ihnen soeben den Blick auf schreckliche Fakten der jüngsten Kriegsgeschichte zugemutet. Ich will über diese „Festliche Stunde“ durchaus nicht düstere Wolken hängen, die uns Geschichtsspektivismus eingeben sollen. Aber ich wollte doch unser Thema vor einer Fehleinschätzung bewahren: Im „Miteinander leben“ – bei unserer Suche nach der „verbindenden Kultur und Ethik im künftigen Europa“ geht es nicht um Triviales, um längst bekannte und ausdiskutierte Banalitäten.

Mag sein, dass über die Art und Weise darüber zu reden, manchem inzwischen „stinklangweilig“ wird, wie Jerzy Makow von der Viadrina-Universität es kürzlich beklagte (vgl. FR 12. 7. 01). Der Sache nach stehen mit unserem Thema jedoch letztlich Leben, Überleben oder Zerstörung unserer Völker auf dem Spiel. Die Negativfolie der eigenen Erfahrungen mit Krieg und zerstörtem Frieden unter den Völkern macht seinen existenziellen Bezug offenbar.

Ja, es stimmt, die Geschichte ist längst weitergegangen. Versöhnung und Frieden zwischen Deutschen und den osteuropäischen Völkern scheinen längst nicht mehr ein umstrittenes Thema zu sein. Die politische Verwirklichung der Europäischen Union ist angesagt. „Gott sei Dank!“ Sagen wir diesen Satz in seiner ursprünglichen Bedeutung, gerichtet an den verborgenen Lenker aller Geschichte. Danken wir auch jenem großen Kreis derer, die sich politisch, kirchlich oder humanitär engagierten, in unserem eigenen Volk und in den Nachbar-Völkern oder -Staaten.

2.1 Friedensarbeit in Gemen

Dabei scheint es mir in dieser Stunde angebracht, auch derer aus dem großen Kreis der Gemenfreunde zu gedenken, die durch

viele Jahrzehnte hindurch sich im Geist der Versöhnung hier versammelt und sich für aufrichtige Versöhnung unter unseren ehemals verfeindeten Völkern eingesetzt haben. Auch hier fühle ich mich ein wenig als Zeitzeuge gedrängt, in dankbarem Gedenken zu erinnern.

Fast seherisch scheinen mir heute die Worte, die mehr als 400 hier aus Gemen, meist Jugendliche, 1947 „an die katholische Jugend des polnischen Volkes im Gebiet der Freien Stadt Danzig“ richteten. „Gerade unser Glaube an die Gerechtigkeit Gottes“, so heißt es darin, „lässt uns hoffen, dass der Tag nicht mehr fern sei, an dem Polen und Deutsche als gläubige Christen in Frieden und Freundschaft am Ostseestrand zusammenkommen“. Meines Wissens ist diese knappe Botschaft die erste öffentliche Erklärung aus dem deutschsprachigen Raum nach dem Krieg zu einer derartigen neuen Zukunft miteinander.

Als ich diesen Beitrag vorbereitete, habe ich in Texten und Fotoalben aus den Jahren geblättert, in denen ich dabei war. Zahlreiche Gesichter kamen mir entgegen: Jochen Behnke, Gertrud Salewski, Winfried Derow, Prälat Franz-Josef Wothe, unser Bischof Carl Maria Splett, Erwin Golm, Gertrud und Edmund Neudeck... Gern würde ich alle nennen, die ich vor mir sehe, zumal diejenigen, die inzwischen abberufen sind. „Praesente“ – „Gegenwärtig“: So vergegenwärtigen latein-amerikanische Indios ihre Verstorbenen, wenn sie ihre Namen über ihren Gräbern oder in der versammelten Gemeinde nennen: „Praesente“ – Alle ihr, die bereits abberufen wurden.

Es berührt mich aber auch tief, wie sehr das Adalbertus-Werk unter dem Vorsitz von Gerhard Nitschke nun seit vielen Jahren diesen Geist der Versöhnung in praktischer Begegnungsarbeit entfaltet hat. Allen, die daran mitwirkten, möchte ich meine persönliche Anerkennung dafür zum Ausdruck bringen.

Gleichwohl, der Frieden unter den Großmächten, auch unter unseren Völkern in Nord-Ost-Europa, ist keineswegs gesichert. Er ist nicht so etwas wie ein seinhafter oder dinghafter Zustand. Kommt es zu einem neuen Wettrüsten auf Weltebene, nachdem der gegenwärtige Präsident der USA und seine Militärlobby den ABM-Vertrag – mühsam von den damaligen Supermächten ausgehandelt – wie eine Belanglosigkeit behandeln? Und wie ist es mit dem Frieden zwischen Mensch und Schöpfung, nachdem die Vereinbarungen von Kyoto so wirkungslos gemacht werden?

Nein, der Frieden auf unserer Erde ist nicht versehen mit einer Art Bestandsgarantie. Die Herausforderungen, die unserem Thema innewohnen, bergen nach wie vor geschichtliche Spannungen von großer Tragweite. Der Friede unter den Völkern muss immer neu gesucht, errungen, muss von diesen Völkern selbst für- und miteinander geleistet werden.

Friede bleibt letztlich immer wieder eine Frucht ihres Geistes, ihrer Gesinnungen, ihrer Mentalitäten, ihrer Entscheidungen für-

einander. Der Garten Eden, um das biblische Bild zu bemühen, muss vom Kulturgeist der Menschen selbst erbaut werden; oder diese Erde droht immer wieder zu einer Stätte der Zerstörung zu werden, wüst und leer.

Gewiss, Frieden ist für den, der aus dem Glauben Geschichte sieht, stets Gabe des verborgen gegenwärtigen Gottes. Aber er fällt den Menschen nicht wie eine gebratene Taube in den Mund. Sie selbst sind es, die ihn zu leisten, zu gestalten, als Schöpfung ihres Geistes – für Christen: als Schöpfung des verborgenen Gottesgeistes – hervorzubringen haben.

2.2 Friede als Herausforderung im baltischen Raum

Nein, auch das „Miteinander leben“ zwischen den Deutschen und den osteuropäischen Nachbarvölkern oder auch zwischen



Stephan Pfürtner, damals Dominikaner-pater und Jugendseelsorger der Danziger katholischen Jugend, mit Bischof Carl Maria Splett beim 12. Gementreffen 1958.

diesen Völkern selbst ist keineswegs ein gesicherter Bestand. Ich gestehe, mich beunruhigte die Reaktion auf dem letzten Schlesiertreffen in Nürnberg (FR 16. 7. 01). Ein Großteil der Landsmannschaft wollte offenbar nicht an die geschichtliche Tatsache erinnert werden, dass von Deutschen mit ihrem verbrecherischen Naziregime der massenmörderische Zweite Weltkrieg angezettelt wurde. Sie sahen offenbar nicht die historische Tatsache, dass für uns Deutsche darauf erstursächlich das Leidgeschehen der Vertreibung zurückzuführen ist.

Und zu den Verhältnissen im Baltikum? Wer weiß nicht, wie hoch sensibel nach wie vor die Beziehungen der kleinen Völker „dort oben“ zur ehemaligen imperialen Macht Russland sind. Viele Menschen in den kleinen Staaten fürchten immer noch,

dass ihnen „MIR“ – „Frieden“ nach altem russischem Muster aufgelegt werden soll. Übrigens ist eine derartige Sprache von der „Pax sowjetica“ ein Beispiel dafür, wie vieldeutig von „Pax“ – „Frieden“ gesprochen wurde und wird.

Aber wir brauchen nicht in das Spannungsfeld des ehemaligen Russland zu gehen. Bleiben wir im deutsch-polnischen Netzwerk: „Was Deutsche und Polen voneinander halten“ (FR 5. 7. 01), lautete kürzlich die Notiz in einer Tageszeitung. Die gegenseitige Wahrnehmung war darin Thema, oder auch die Urteile – Vorurteile, die zurzeit in dieser Hinsicht umgehen. Das konkrete Miteinander, der konkrete Friede unter ihnen vor Ort hat sehr viel mit solchen Vorurteilen zu tun. „In den Augen der meisten Deutschen ist Polen ein wirtschaftlich schwaches und rückständiges Land, das ganz dem Einfluss der katholischen Kirche unterliegt und von Korruption geprägt ist. Dieses nicht gerade schmeichelhafte Bild“, kommentiert der deutsche Journalist, „ergibt eine Untersuchung des Instituts für Öffentliche Angelegenheit (ISP), das die Direktorin Lena Kolarska-Bobinska in Warschau vorstellte“.

Immerhin wollen der Untersuchung zufolge 40 % der Deutschen Polen in der EU sehen, 37 % sind dagegen. Gleichzeitig sind drei Viertel der Deutschen davon überzeugt, dass nach dem EU-Beitritt Polens polnische Arbeitnehmer im Westen und besonders in Deutschland auf Arbeitssuche gehen. Nicht einmal ein Drittel der mehr als 1.000 im vergangenen November befragten Deutschen, nämlich 31 %, fanden Polen sympathisch. 24 % sagten, sie mögen keine Polen. – Für die Mehrheit der Polen dagegen ist Deutschland der „wichtigste Staat Europas“. Sie sehen dort vor allem die „klassischen Tugenden“ Arbeitseifer, Ordnung und hohe Arbeitsqualität. Gleichzeitig meinen viele Polen, den Deutschen „fehlt die Seele“.

Nun ist weitgehend bekannt, dass Meinungsumfragen nicht das A und O der gesellschaftlichen Verhältnisse wiedergeben. Aber gewisse Einblicke vermitteln sie doch.

Wir können für unser Thema ohne jede Schwarzmalerei daraus ein Ergebnis ablesen: Der Friede unter uns ist ein „höchst gebrechlich Ding“. Er verlangt ein immer neues Auswiegen von Konflikten, verlangt fortwährend die Kunst der Balance, verlangt ein immer neues „Aufeinander Zugehen“. Ein wirklich konstruktives Miteinander bleibt eine höchst aktuelle Herausforderung für Gegenwart und Zukunft.

3.1 Frieden schaffen – ein lohnender Lebenssinn

Damit ist auch eine gewisse Analyse der gesellschaftlichen Groß-Verhältnisse hinfällig. Nach Ende des „Kalten Krieges“ wurden von nordamerikanischen Kulturwissenschaftlern Stimmen laut. Sie sprachen davon, dass das Ende der Geschichte heraufgekommen sei. Bisher hätten die ideologischen Systeme in ihren gegenseitigen Herausforderungen die Menschen je in ihren Geltungsbereichen zu großen Geschichts-

zielen und entsprechenden Leistungen beflügelt.

Die psychologischen und sozialtherapeutischen Experten, die die Verhältnisse in der Bevölkerung der ehemaligen DDR beobachteten, bestätigen vielfach die *Sinnkrise*, die viele – nicht zuletzt Jugendliche – nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus im Osten ergriffen habe. Das Aufkommen des rechtsradikalen Radikalismus unter der dortigen jungen Generation wird immer wieder damit in Zusammenhang gebracht.

Einige Stimmen beschwören in diesem Zusammenhang einen neuen *Krieg der Kulturen zwischen dem Islam und dem christlichen Westen* herauf. Nur eine solche Konfrontation würde die Lethargie der Geister und die Lähmung der Geschichte im Westen aufheben. *Der Krieg als Vater aller Dinge?* Der Krieg – nicht der Frieden – als Vision einer Kulturentwicklung der Menschheit?

Man kann derartige gesellschaftsphilosophische Theorien auf sich beruhen lassen. Tatsache ist jedoch: Das Individuum, das was ihm Spaß macht, die Spaßgesellschaft ist vielfach angezeigt. Nicht zuletzt, weil die ideologischen Systeme mit ihren weltumspannenden Zukunftsvisionen weltweit unglaubwürdig geworden sind – und die neoliberale oder – kapitalistische Wirtschaftsgesellschaft keine glaubwürdigen Alternativen dafür anbieten.

Denn Geld verdienen, auf nichts anderes aus-sein als auf das, was „mir Spaß macht“, das Lustprinzip also individualistisch zum alles bestimmenden Lebensprinzip zu machen und alles andere sich selbst zu überlassen: Diese „Lebensphilosophie“ der Konsumgesellschaft vermag keinen Lebenssinn zu vermitteln.

Das erfahren Jugendliche immer wieder, wenn sie vor der Berufswahl stehen. Wozu lohnt es sich, das eigene Leben sinnvoll einzusetzen? Fürs Geldverdienen? Gerade die sensiblen und intellektuell Wachenden durchschauen bald, dass ein solcher Lebensentwurf sehr frustrierend wird. Die abgesättigte Wohlstandsgesellschaft wird spannungsarm, gerät – auch was ihre Konsumfreuden angeht – auf ein immer nivellierteres Erlebnissniveau.

Und andere Erlebnisfelder für Jugendliche? Die Kirchen haben mit ihren Betätigungsfeldern weitgehend ihre gesellschaftliche Funktion als „Sinn-Agenturen“ verloren. Das Feld der Politik? So viel moralische Unglaubwürdigkeit wird darin wahrgenommen. Es gibt scheinbar keine großen Lebensentwürfe, die wirklich lohnen, keine individuellen und kollektiv inspirierenden Visionen zur Gestaltung von Zukunft mehr.

Sollte Ernst Bloch mit sei-



Ernst Bloch

ner sozialistischen Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft recht behalten haben? Er klagte diese als „Leergewordene“ an, die mit einem „verwesend schwülen, wesenlos nihilistischen Grabgeläute“ einhergehe und zu keinen weltumgestaltenden Tagträumen mehr fähig sei. Sie könne den Menschen keine sinngebende Hoffnung mehr vermitteln. „*Die Hoffnungslosigkeit*“ aber „*ist selber... das Unaushaltbarste, das ganz und gar den menschlichen Bedürfnissen Unertägliche*“ (In: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt a. M. 1959/1968: Vorwort S. 3).

3.2 Der Frieden unserer Völker – der überragende Auftrag unserer Epoche

Es kann kein Zweifel bestehen: Krieg zerstört die Chancen menschlicher Zivilisation. Meine Generation konnte es sich nach dem Erleben dieser Vernichtungen einfach nicht mehr vorstellen, dass die Völker jemals noch den Krieg wählen würden, um ihre Konflikte miteinander aus der Welt zu schaffen. „*Krieg darf nach Gottes Wille nicht sein*“ – Anfang der 50-iger Jahre machten ökumenische Gespräche zwischen den Kirchen ihre Überzeugung in diesem knappen Satz öffentlich. Sie trafen in der christlichen Glaubenssprache ein damals allgemein vorhandenes Bewusstsein der Menschen in Europa, nein, auf internationaler Ebene. Die Ächtung des Krieges als legitimes Mittel der Politik war erstmals breit ins Bewusstsein der Völker getreten. Das war früher durchaus anders. Der Krieg, wenn schließlich auch als „ultima ratio“, war nicht grundsätzlich geächtet.

Dabei ging es zunächst und schwerwiegend darum, den Krieg auf dem militärischen Sektor – inzwischen durch die ABC-Waffen zur umfassenden Bedrohung unseres ganzen Planeten geworden – zu verhindern. Und wie schwer war bereits dieses Äußerste! Mit der Kuba-Krise stand es auf Messers Schneide. Vielen von uns ist das noch gegenwärtig. Und wie ist es jetzt damit, wo die USA mit ihrer Raketenrüstung den mühselig zustande gebrachten ABM-Vertrag in Frage stellt und offenbar ein neues Wettrüsten ankurbelt?

Deutschland und den osteuropäischen Ländern, zumal Deutschland und Polen kommt

in der Sicherung und der Entfaltung des bisher gewonnenen Friedens eine herausragende Rolle zu.

Das liegt schon an ihrer demographischen Größe im Herzen Europas. Die beiden Völker werden mit ihren etwa 120 Mill. einen schergewichtigen Anteil der europäischen Gesamt-

bevölkerung bilden. Es liegt aber auch und nicht zuletzt an ihrer gemeinsamen Geschichte.

Und zwar einmal an der erlebten Leidgeschichte. Die beiden Völker haben den Krieg in engstem Gegeneinander mit seinen blutigen Folgen und gewalttätigen Zerstörungen erfahren müssen. Diese Leiderfahrung sollten und könnten unsere Völker dazu führen, die eine Position als undiskutierbar festzuhalten: Krieg und Gewaltanwendung unter den Völkern müssen ein für alle Mal der Vergangenheit angehören. Krieg löst keine Konflikte, er vergrößert sie, möglicherweise grenzenlos.



Prof. Wladislaw Bartoszewski

Allein aus diesem Zusammenhang erscheint mir die Position des jetzigen polnischen Außenministers Prof. Wladislaw Bartoszewski beachtlich. In seinem Vortrag in Marburg anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philipps-Universität im Juni 2001 äußerte er: „*Polen und Deutsche können und sollten Exporteure der Versöhnung und der Verständigung werden*“ (Rede-Manuskript, Presseamt Univ. Marburg S. 10). Das war zunächst auf die Beziehung der osteuropäischen Völker gemünzt, könnte aber auch auf weltweite Konfliktfelder ausgedehnt werden.

Aber es ist nicht nur die Leidgeschichte seit 1939. Der Erzbischof von Gnesen, Dr. Henryk Muszyński, hat kürzlich hervorgehoben: Wir sollten uns daran erinnern, „*dass unsere Geschichte weder 1939 noch 1945 angefangen ist, sondern dass wir eine tausendjährige gemeinsame Geschichte hinter uns haben und dass wir tausend Jahre gemeinsam das geistliche Erbe Europas mitgestaltet haben*“ (zit. nach Heimatbrief, a. a. O.).

4. Shalom/Friede auf Erden: Die Mitte des Evangeliums

4.1 Kirche in der modernen Gesellschaft

Mit der gemeinsamen geistlichen Gestaltungsgeschichte von Polen und Deutschen ist die gemeinsame Christentums- und Kir-

chengeschichte angesprochen. Dazu sollten wir Klarheit darüber gewinnen, dass die europäische Zukunft nicht das mittelalterliche Modell in der Beziehung von Staat – Kirche – Gesellschaft neu auflegen könnte oder sollte. Es geht nicht darum, dass die Einheit eines Staates, einer Nation oder bestimmten Kultur durch ihre eine Kirche und deren Glauben bestimmt wird. Die Kirche hat ihren Vorrang als kulturelle Vor- oder Supermacht, wie sie im Mittelalter war, verloren. Sie ist in der modernen Gesellschaft eine unter anderen Angebotsquellen in Sachen Kultur und ihrer Werte.

Die Staaten und die Gesellschaften haben mit der Freiheitsgeschichte seit der Aufklärung auch ihre Emanzipationsgeschichte von der Kirche in ihrer jeweiligen konfessionellen Prägung vollzogen. Dieses Rad der Geschichte zurückdrehen zu wollen, hieße, dem alten konfessionell geprägten Nationalismus, aber auch einem überholten Klerikalismus das Wort reden. Derartige würde zutiefst dem theologischen Prinzip der Religionsfreiheit widersprechen, das die religiöse Selbstbestimmung der Menschen in Freiheit und damit auch die Vielfalt religiöser Gemeinschaften oder christlicher Kirchen in der modernen Gesellschaft bejaht.

Kirche in konfessionalistischer Ausprägung und als allein bestimmende Kulturmacht gehört dem vergangenen Geschichtsmodell der Nationalstaats- und Konfessionskirchenbildung an. Dieses Modell hat gezeigt, wie eng Nationalismus und Konfessionalismus beieinander liegen, auch in ihren feindseligen Auswirkungen gegeneinander.

Aber es ist etwas anderes, dieses Nationalkirchen-Modell kritisch zurückzulassen, und etwas anderes, sich auf die Mitte des Evangeliums im Namen Jesu Christi zu besinnen. Ebenso gilt: Die empirisch vorfindbaren Kirchen in gewissen fragwürdigen Formen ihrer geschichtlichen Entwicklung zu kritisieren, muss keineswegs heißen, die Kirche, an die Christen glauben und auf die sie hoffen, aufzugeben. Denn es gibt auf Dauer keine Botschaft Jesu als Evangelium in unserer geschichtlichen Wirklichkeit ohne Kirche. Wer Religion, und zwar christlichen Glauben, in unserer Zeit und Gesellschaft will, muss auch Kirche wollen.

Aber für die Moderne kann nur gelten: Eine offene Kirche in einer offenen Gesellschaft!

4.2 Johannes XXIII.: „Voluntas Dei – Pax nostra (Der Wille Gottes ist unser Frieden)

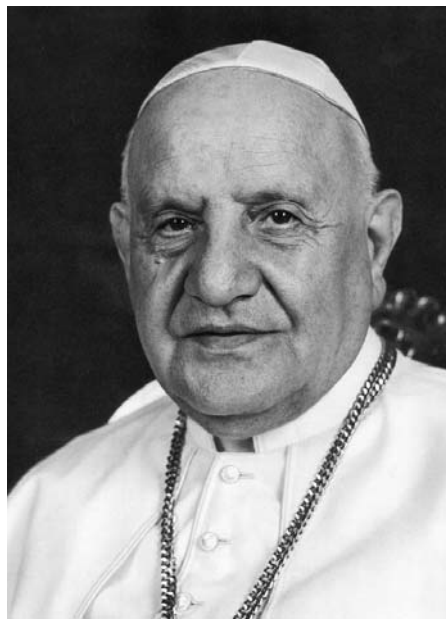
Wer sich als Christ in die Versöhnungs- und Verständigungsarbeit zwischen unseren Völkern begibt, darf wissen: Schalom – Frieden – bildet die Mitte des Evangeliums für unsere Zeit.

Erläutern möchte ich diese Aussage an Johannes XXIII. Diese bedeutende Gestalt unserer jüngeren Kirchengeschichte hat eine ebenso einfache wie faszinierende spirituelle und theologische Entwicklung durchschritten. Wer will, sollte dazu Ludwig Kaufmann / Nikolaus Klein, *Johannes XXIII. – Prophetie im Vermächtnis (Edition Exodus Fribourg / Brieg 1990)* lesen. Da-

rüber hinaus liegt die qualifizierte Studie von Giuseppe Alberigo vor, *Johannes XXIII. Leben und Wirken des Konzilspapstes (Matthias Grünewald Verlag, Mainz 2000)*.

Beeindruckend war für mich bei der Lektüre nicht zuletzt, wie diese schlichte Persönlichkeit ihren Weg mitten durch das „Institutions- und Verwaltungssystem Kirche“ genommen hat. Auch die Kirche als Großinstitution ist ein derartiges System. Wie alle gesellschaftlichen Systeme kann auch seine Machtverwaltung Menschen – manchmal mit besten Absichten – verfremden. Das gilt vor allem für diejenigen, die in ihm auf Karriere aussind. Dostojewski hat dafür mit seinem „Großinquisitor“ das literarische Signal im letzten Jahrhundert errichtet.

Roncalli sah diese Gefahr offenbar sehr realistisch und setzte sich mit ihr auseinander. Als ihm in seiner Laufbahn die Kardinalwürde angetragen wurde, schrieb er: „Dass ich weder die geringste Erregung noch irgendwelche eitle Selbstgefälligkeit dabei empfinde, darüber bin ich nicht weiter verblüfft, aber zufrieden. Alles findet seinen Platz in der Hingabe an den Willen des Herrn. Unter den Kardinälen waren Schur-



Papst Johannes XXIII.

ken und Heilige. Ich möchte einer der Letztgenannten sein, in Demut, in Schlichtheit, zur Ehre der Heiligen Kirche“ (Alberigo 2000, a. a. O, 121).

Er ist ganz ein Mann der Kirche und kennt doch ihre Schattenseiten, leidet unter dem Ränkespiel im Vatikan, auch gegen ihn. Er leidet darunter, dass die Kirche in einem Zustand ist, in der sie dem ursprünglichen Sinn des Evangeliums nicht gerecht wird. Von daher reift in ihm der Entschluss zum Reformkonzil dieser Kirche.

In diesem Zusammenhang entdeckt er die Geschichte, unsere Geschichte und den in ihr verborgene Auftrag, als Anruf Gottes für die Christenheit. Er hatte schon in der Nachfolge Jesu in seinem ganzen geistlichen Leben danach getrachtet, den Willen

Gottes zu erfüllen, auf ihn hören, ihm gehorsam sein. Obedientia – Gehorsam in diesem Sinn bestimmte sein Leben. Aber, so lautete immer wieder neu seine Frage: Was ist der Wille Gottes für mein Leben, seine Wahrheit für das Leben der Kirche heute? Diese Wahrheit ist doch nicht einfach in der Wiederholung der überkommenen orthodoxen Dogmen und kirchlichen Sittenlehre zu finden, gibt Johannes XXIII. sich selbst und den Konzilsvätern zu bedenken.

Da entdeckt er, dass Gott uns durch „die Zeichen der Zeit“, die uns in unserer Geschichte entgegenkommen, seinen Willen kundgeben will. Dabei gelangt in ihm die Einsicht zum Durchbruch: „*Voluntas Dei pax nostra*“: *Der Wille Gottes – unser Friede*. Gott will unseren Frieden. Wenn wir den Frieden in die Mitte unseres Wollens und Tuns stellen, erfüllen wir seinen Willen. *Jesus, der Christus Gottes, ist für ihn der „personalisierte Friede“* (Alberigo a. a. O. S. 209). Der Friede Gottes mit den Menschen – der Friede der Menschen mit ihrem Gott – der Friede der Menschen und Völker untereinander, der Frieden für alle Menschen: Das ist der christliche Sinn unserer Geschichte.

Seitdem besteht für ihn keine Frage: Die Mitte des Evangeliums bildet die Friedensverheißung Gottes. So sammelt sich für ihn das ganze Evangelium in dieser großen Mitte. Er konzentriert sein eigenes geistliches Leben, seine „Spiritualität“ in dieser Mitte, lebt sein päpstliches Amt aus dieser Mitte heraus. Durch sie erhält sein ganzes Leben und Tun eine große Einfachheit und Einheit: Er will Frieden stiften unter den Menschen, Frieden für alle Menschen. Denn er liebte die Menschen.

Was das in seinen Augen bedeutete, entfaltete er in seiner großen Friedenszyklika „*Pacem in terris*“ (1963), ein Rundschreiben, das immer noch nicht ausgeschöpft ist: Frieden in neuer Freiheit weltweit für die Frau in ihrer Unterdrückung durch Jahrtausende alte Männervorherrschaft, Frieden in neuer Freiheit und Gerechtigkeit für die Armen, Frieden in Freiheit für die kolonialisierten Völker der Erde. Friede allein durch Gerechtigkeit – „*Opus justitiae pax*“. Dabei ist „Gerechtigkeit“ geradezu synonym mit „Freiheit“, mit „Befreiung“. Den genannten großen gesellschaftlichen Gruppen Gerechtigkeit zu gewähren, heißt, ihnen Freiheit und Gleichberechtigung zuzuerkennen (vgl. „*Pacem in terris*“ Nr. 1. Teil, Nr. 8–44).

Allenthalben stieß er in seiner Tätigkeit als Apostolischer Delegat und später als Nuntius in Paris auf die Feindseligkeit und Zerrissenheit der Kirchen. Gottes Wille – unser Frieden: Als Papst wird er in ebenso entschiedener wie liebevoll-behutsamer Form die Ökumene in die eigene Kirche einführen, den Ökumenismus in ihr verankern.

Er sucht die Kirche aus den ideologischen Super-Blöcken, die der politische Kampf der Systeme inzwischen heraufbeschworen hat, herauszuführen: Er empfängt 1963 Alexej Adschubej, den Schwiegersohn Chruschtschows. Er erhält dafür intensiven Widerspruch aus seiner vatikanischen Behör-

de. Man wirft ihm politische Naivität, Unklugheit, zu große Nachgiebigkeit und mangelnde Prinzipientreue vor (Alberigo a. a. O. 211). Er wehrt sich mit einer für ihn seltene Entschiedenheit und glaubt an die größere Macht der Güte im Umgang mit allen Menschen.

Aus diesem Geist der Menschenfreundlichkeit hilft er, wo er kann, den verfolgten Juden in Bulgarien, geht später auf eine jüdische Delegation mit den Worten zu: „*Ich bin Joseph, euer Bruder*“ und lässt aus der Karfreitagsliturgie – endlich – die bösen Worte „*Oremus et pro perfidis Judaeis*“ streichen – Worte, die wir noch als Jungen in der hochheren Feier vernommen haben. „*Für die perfiden Juden*“: Damit assoziierten doch nur all zu viele eine Bedeutungssträhne, die die Geschichtswirkung des christlichen oder näherhin sogar des katholischen Antijudaismus markiert.

„*Die perfiden Juden*“ – klangen diese Worte auch in den Ohren jener polnischen Katholiken, die 1941 in Jedwabne auf Anstiftung der deutschen SS am Pogrom gegen 1.600 Juden beteiligt waren?

Die Empathie, die Liebe seines Herzens, die Johannes XXIII. mit den Menschen, mit allen Menschen verband, hat er zusammenfassend in seinem Testament auf dem Sterbebett zum Ausdruck gebracht. Er hatte dafür einige engste Mitarbeiter um sich versammelt. Im Angesicht seines eigenen Todes wandte er sich an sie als Priester und sagte: „... zum Wohl der ganzen Welt haben wir es mit den höchsten Dingen zu tun, und deshalb müssen wir uns vom Willen Gottes leiten lassen. Mehr denn je, bestimmt mehr als in den letzten Jahrhunderten, sind wir heute darauf ausgerichtet, dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen (...) . Nicht das Evangelium ist es, das sich verändert; nein, wir sind es, die gerade anfangen, es besser zu verstehen“ (Kaufmann / Klein, a. a. O., S. 24).

5. Die Kultur des Friedens für das künftige Europa: Grundsätze seines Ethos

Beim Blick auf den großen Konzilspapst und seine spirituelle Botschaft ging es mir keineswegs um vergangene Historie. Der Geist, der ihn beseelte, ist eminent gegenwartsbedeutsam und zukunftsweisend. Unsere Aufgabe, aus einem entsprechenden Geist das europäische Miteinander zu gestalten, soll mit **10 Grundsätzen zur kulturellen und sittlichen Orientierung unserer gemeinsamen Zukunft** umrissen werden:

1. Es gilt, die Würde des Menschen allen menschlichen Beziehungen und gesellschaftlichen Institutionen zu Grunde zu legen. Der Respekt vor dem Menschen muss allenthalben und auf allen Ebenen zum Tragen kommen: In den Familien, in Gruppen und Völkern, in Kirchen und zwischen den Völkern. Die zynische Verachtung des Menschen, wie sie die rassistischen und totalitären Systeme der jüngst vergangenen Geschichte praktizierten, muss eine He-

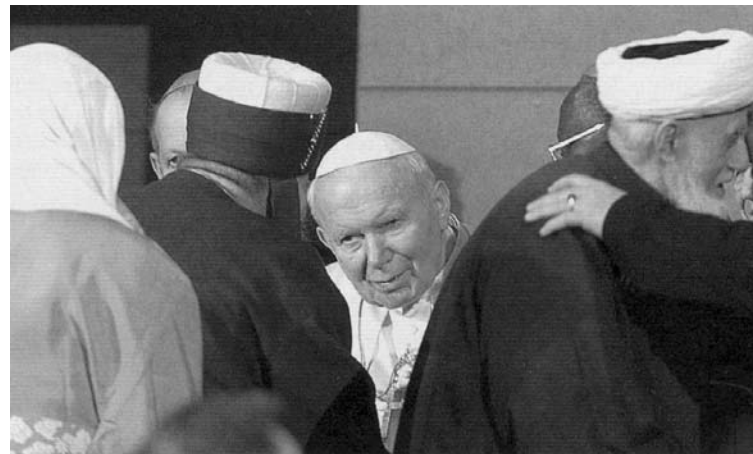
rausforderung zum Widerstand in unserer Epoche bleiben.

2. Daraus folgt: Die Menschenrechte sind den Staaten und anderen Gemeinschaften (auch Religionen und Kirchen!) übergeordnet. Als derartige Vorrangrechte sind sie von allen Staaten und Gesellschaften anzuerkennen und in ihre Praxis (Rechtspraxis, politische Praxis) einzubringen.

3. Die Vielfalt der Kulturen und Traditionen ist als gegenseitiger Reichtum zu achten und zu pflegen, statt die Anderen um ihrer Andersartigkeit willen zu diskriminieren und zu bekämpfen. Das in der kirchlichen Ökumene erkannte Bekenntnis zur versöhnten Verschiedenheit muss auch politisch zum Tragen kommen. Nur wo fremde Sitten und Traditionen die Würde der Menschen verletzen, ist ihnen zu widerstehen.

4. Versöhnung und Verständigung sind auf die Dauer nur möglich auf der Basis von Gerechtigkeit. „Gerechtigkeit schafft Frieden“. Gerechtigkeit kann jedoch nicht nur in der reziproken Gerechtigkeit („Wie du mir, so ich dir“; Gleiches durch Gleiches ausgleichen/vergeltet) bestehen. Es gibt auch eine höhere Form der Gerechtigkeit: Der Güte und der Vergebung.

5. Die Wunden (Traumata, traumatische



Friedensgruß beim Welttreffen der Religionen am 24. 1. 2002 in Assisi.

Verletzungen), die wir durch einander erlitten haben, sollen nicht im Vergessen versenkt, sie können aber auch nicht durch gegenseitige Schuldaufrichtung beglichen werden. Sie werden für die Zukunft nur dadurch erträglich, dass die jeweiligen Nationen oder ethnischen Gruppen zu ihrer geschichtlichen Verantwortung stehen und alle Betroffenen zu aufrichtiger Vergebung bereit sind. Vergebung muss über ihre religiöse Bedeutung hinaus in ihrer politischen Dimension erkannt und anerkannt werden. Vergebung erweist sich als hohe – vielleicht die höchste – Form von Gerechtigkeit (s. Nr. 4).

6. Eine neue Solidarität der Menschen in Europa, ein neues Wir-Gefühl ist in den europäischen Völkern zu entfalten. Wir sollten zu unserer nationalen Identität das Bewusstsein einer europäischen Identität ausbilden.

7. Freiheit und rechtsstaatliche Demokratie sind als verfassungsrechtliche Grundlage der neuen Staaten immer neu zu verteidigen und zu gestalten. Zur europäischen Tradition gehört das sozialstaatliche Verständnis von Demokratie, in Abgrenzung gegen jeden exzessiven Liberalismus. Die leidvollen Erfahrungen gerade Deutschlands und Polens, aber auch der anderen osteuropäischen Völker mit der nationalsozialistischen und der stalinistischen Diktatur müssen unseren Völkern das hohe Gut verdeutlichen, das die Freiheit in rechtsstaatlicher Demokratie bedeutet. Diese geschichtliche Errungenschaft darf nie wieder verspielt werden.

8. Die Rechte der nationalen oder ethnischen Minoritäten sind anzuerkennen. Damit ist nicht gesagt, dass jede ethnische Minderheit ein eigenes Staatsgebilde beanspruchen kann. Aber jede Minderheit hat das unverbrüchliche Recht auf die eigene Sprache, auf eigene Bildungskultur und religiös-kirchliche Traditionen sowie auf die dafür erforderliche Selbstverwaltung. Ethische Säuberungen müssen als Irrwege zur politischen Konfliktlösung geächtet, gegenseitigen ethnischen Diskriminierungen entschlossen widerstanden werden.

9. Die neue europäische Integration darf nicht zu einer „Festung Europa“ führen, so sehr rechtsstaatliche und völkerrechtliche Grenzziehungen erforderlich sind. Auch Europa muss eine offene Gesellschaft bleiben und das Prinzip mitmenschlicher Solidarität mit den Angehörigen anderer

Staaten und Kontinente achten, zumal mit den Armen und ausgegrenzten der Weltbevölkerung.

10. Deutschland, Polen und die anderen baltischen Anrainerstaaten haben eine besondere geschichtliche Verantwortung, Russland als europäischen Nachbarn zu verstehen und das friedliche Zusammenleben mit ihm zu gestalten. Entsprechendes gilt zu den anderen Staaten der ehemaligen UdSSR hin, die geographisch zu Europa gehören, zumal für die Ukraine und Weißrussland.

6. Zum Abschluss: Etwas erlebte Geschichte (Ausführlich habe ich die derart „erlebte Geschichte“ unter dem Titel „*Nicht ohne Hoffnung*“ erzählt.)*

Ich bitte Sie, mir in Gedanken in den Sommer 1942 zu folgen. Ich gehörte zu der Zeit in Kiel der Studentenkompanie an, abkommandiert zur Fortsetzung meines Medizinstudiums. Die nationalsozialistische Propaganda wollte uns einimpfen, dass Gemein-

samkeiten mit Polen und Russen als Slawen der Würde von uns Deutschen als Ariern widersprechen. Im Arbeitsdienst durfte ich in Tuchel nicht zu „den Polacken“, wie es hieß, in die Kirche gehen. (Ich tat es doch.) Durch meine familiäre, kirchliche und humanistische Erziehung in der Schule wurde ich zwar davor bewahrt, mich auf diese Ideologie einschwören zu lassen. Aber blieb nicht doch irgend etwas in den eigenen Kleidern davon hängen? Mir fehlte zum mindesten eine eigene grundlegende Erfahrung zu dieser ideologischen Perversion.

Da wurde ich im Juli 1942 von der Gestapo verhaftet. Sie steckte mich in die Zelle eines Kieler Polizeigefängnisses. Ursprünglich für vier Untersuchungshäftlinge bestimmt, pferchte man immer neue Menschen in den Raum, zeitweise bis zu 40 Personen. Wir lagen in den Nächten, wenn wir überhaupt einen Schlafplatz ergatterten, dichtgedrängt auf dem nackten Fußboden und versuchten zu schlafen. Unmittelbar nach mir schoben die Beamten drei junge Polen hinein. Sie waren etwas zu spät auf ihre Arbeit in der Kieler Werft gekommen. Die Gestapo legte es ihnen als Arbeitsverweigerung aus. Die drei fürchteten, in ein KZ zu kommen. Mit einem von ihnen lag ich die folgenden Nächte Kopf an Kopf zusammen. Er war dunkelblond, mittelgroß, eher von zierlicher Figur. Bisweilen bliesen wir uns unseren Atem gegenseitig ins Gesicht. Denn wir mussten wegen der Enge der Zelle auf der Seite schlafen. Für eine Lage auf dem Rücken oder Bauch gab es keinen Platz auf dem Steinboden.

In einer Nacht fing mein Gegenüber an zu weinen, zunächst zaghaft, heimlich, dann deutlich wahrnehmbar, wie ein Kind. Er mochte 17 oder 18 sein, ich war 19. Er stammelte ein paar Worte vor sich her, von seiner Mutter, seinen Geschwistern. Dann an mich gewandt in gebrochenem Deutsch: „Ich nicht sterben, nicht ins KZ, wir dort umgebracht, ich wissen“. Vielleicht wusste er bereits mehr von den Lagern als ich, kannte sogar den Namen Stutthof. Als er sich aufrichtete, sah ich im nächtlichen Dunkel ein Kettchen um seinen Hals blinken, mit einer Mutter-Gottes-Medaille. Sie bestätigte mir, was ich schon vermutet hatte: Er war wie ich Katholik.

Da brach in mir zu ihm hin ein Gefühl der Verbundenheit auf, das mich geradezu überwältigte. Die gemeinsam erlittene Unmenschlichkeit nahm jede Fremdheit zwischen uns fort. In einer Tiefe der Empfindung, wie sie uns wohl nicht häufig in Freundschaften geschenkt wird, ergriff es meine ganze Person: „Dein Bruder, er ist dein Bruder, genau wie dein Bruder!“ Aus seinem Gesicht leuchtete mir eine verborgene Schönheit entgegen, mitten durch seinen Schmerz hindurch: Die Schönheit seiner Würde als Mensch. Bei meinem Gegenüber meinte ich, ähnliche Empfindungen wahrzunehmen.

Wir wurden miteinander still, drückten uns wortlos die Hand, beteten – jeder in unserer Sprache – das „Vater unser, der du bist in den Himmeln...“. Er steht mir bis heute mit seinem wunderbar gezeichneten Ge-

sicht vor Augen. Und es geht mir noch heute durch den Kopf, was mich damals erfüllte: „Du bist ein Mensch. Etwas Größeres vermag ich von dir nicht zu sagen“. Was aus ihm und seinen beiden Gefährten geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe sie, nachdem sie abgeholt wurden, nie wieder gesehen.

Ein privates Stück der eigenen Lebensgeschichte. Zu privat, als dass es hier so öffentlich erzählt wird? Vielleicht. Vielleicht vermag jedoch in dem, was sich hier so sehr persönlich als gegenseitige Entdeckung ereignete, so etwas wie ein Symbolgeschehen liegen: Gleichsam ein visionäres Bild für jene Lebensbeziehung, aus der heraus unsere Völker ihr neues Miteinander gestalten könnten – in ungeahnten Möglichkeiten ihrer Friedens Zukunft – eine Vision, deren geschichtliche Verwirklichung nie ans



„Christus auf dem Thron“, zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, Ikone aus Nowgorod.

Ende gerät und die zugleich den Lebens Einsatz der Besten lohnt.

Sie ist in ihrem menschlichen Gehalt nicht nur aus der Voraussetzung biblischen Glaubens, sondern allen Menschen guten Willens möglich. Für mich freilich, aus meinem eigenen Lebensweg heraus, gibt es keinen größeren Deutungsentwurf als jene Vision aus dem Glauben: Dass nämlich der verborgene Lenker der Weltgeschichte sein Reich des Friedens für uns heraufführen will. Nein, wir sind nicht am Ende der Geschichte angelangt. Eigentlich stehen wir am Anfang der neuen Erde. Sie ist uns vom Schöpfer-Geist zugesprochen. Ihr Frieden ist möglich. ■

* Stephan H. Pfürtnner, „Nicht ohne Hoffnung“ – Erlebte Geschichte 1922 bis 1945, Verlag W. Kohlhammer 2001, ISBN 3-17-017091-9, Preis 25,- Euro, eine Rezension erfolgt in der nächsten Ausgabe.

Grußwort in der Festlichen Stunde

von Elżbieta Grabarek-Bartoszewicz,
Mitglied des Rates der Stadt Danzig

*Sehr geehrte Damen und Herren,
Ich möchte Herrn Nitschke herzlich für die sehr gute Organisation des 55. Gementreffens der Danziger Katholiken danken und dazu gratulieren.*

Es ist das zweite Treffen der polnischen und deutschen Danziger in Gemen, an dem ich persönlich teilnehmen konnte. Für den Beitrag am Bau der Brücke zwischen Polen und Deutschen, zwischen alten und neuen Danzigern, hat Herr Gerhard Nitschke die höchste Auszeichnung des Danziger Parlaments – die St.-Adalbert-Medaille – erhalten und wurde vom Polnischen Präsidenten Aleksander Kwasniewski mit dem Verdienstkreuz geehrt.

Das diesjährige Gementreffen konzentrierte sich auf die Zukunft Europas im Hinblick auf die Erweiterung der Europäischen Union um Ost- und Mitteleuropa und die Bedeutung der Minderheiten in diesem Prozess. Im Verlauf der Jahrhunderte spielten die nationalen, ethnischen und religiösen Minderheiten eine große Rolle als Botschafter ihrer Länder. Sie haben auch sehr viel in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen hineingetragen. Die alte Republik Polen war ein Vielvölkerstaat, in dem große religiöse Toleranz herrschte – wie weithin bekannt war – und in dem keine religiösen Kämpfe geführt wurden.

Die Stadt Danzig war auch jahrhundertlang eine Vielkultur- und Vielvölkerstadt, so dass sich die Stadt herrlich entwickelte. Das zwanzigste Jahrhundert wurde zum Schauplatz von zwei Weltkriegen, die eine Achtung für ethnische Eigentümlichkeiten zerstört haben und zur Fackel neuer Konflikte in Europa wurden. Nach dem II. Weltkrieg gab es für viele Nationen eine große Auswanderungszeit, besonders für Polen und Deutsche, weil dieser Krieg die Staatsgrenzen vieler Völker durch die Entscheidungen der Signatarmächte änderte. Darum sehen wir auch jetzt die Minderheiten aus anderer Perspektive, sie spielen eine andere Rolle als vor dem Krieg.

Meiner Meinung sind solche Treffen wie in Gemen sehr wichtig, besonders für die Politiker, die einen entscheidenden Einfluss auf das Los der Nationen in Europa und der Welt haben. Es wäre sehr interessant, wenn am nächsten Gementreffen Politiker von allen Staaten in Ost- und Mitteleuropa teilnehmen könnten. Nochmals möchte ich mich ganz herzlich bei allen Personen für die aktive Teilnahme und besonders bei den Organisatoren bedanken und wünsche, dass das nächste Treffen so gut wird wie das diesjährige.

ZUM LOBE GOTTES



Auch beim 55. Gemmentreffen bestimmten wieder die unterschiedlich gestalteten Gottesdienste, das Morgen- und Abendgebet und das mittägliche Rosenkranzgebet den geistlichen Rhythmus des Tagungsgeschehens.

Der **Eröffnungsgottesdienst** ① am Donnerstagmorgen, den Pfarrer Johannes Klafke in Konzelebration mit dem lettischen Bischof Antons Justs zelebrierte, stand unter dem Gedanken des Leitthemas der Tagung „Miteinander leben“. In den Mittelpunkt seiner Predigt stellte Pfarrer Klafke den „Fremden“; er führte uns in Gedanken zurück zu Abraham, der mit seiner Familie die Heimat verließ und in die Fremde zog. Doch Gott war bei ihnen, wie er auch mit uns war, als wir die Heimat verlassen mussten.

„miteinander leben – miteinander feiern“ hieß das Motto des **Familiengottesdienstes** ② am Freitagnachmittag, den Pfarrer Paul Magino leitete. Die Kinder hatten aus farbigem Papier Blumen gebastelt, die an alle Teilnehmer verschenkt wurden, damit sie diese beim anschließenden Geselligen Abend trugen als Zeichen der Freude vor Gott und den Menschen. Im gleichen Sinne wurde als Symbol der betenden und feiernden Gemeinschaft bei den Fürbitten vor dem Altar eine große Sonnenblume zusammengesteckt.

Ein Kreis aus Kerzen beherrschte die Mitte der Gemener Burghalle, in der wir uns zum **Wortgottesdienst** ③ am Samstagabend mit Pater Diethard Zils versammelten. Er stand unter dem Psalmvers „LAUDATE OMNES GENTES“, und so erklangen die Sprachen der anwesenden Gäste aus den ostmitteleuropäischen Ländern – Polnisch, Estnisch, Lettisch, Litauisch, Ukrainisch – gemeinsam mit der unsrigen und der der Kirche im Beten und Singen.

Traditionsgemäß waren wir im sonntäglichen **Festgottesdienst** ④ wieder Gäste der Gemener Gemeinde in der Christus-König-Kirche. Der lettische Bischof Justs feierte ihn in Konzelebration mit den anderen Priestern, Pater Diethard sorgte wieder als Kantor für die Mehrsprachigkeit der Gesänge, so dass erneut das Wirken des Gottesgeistes in verschiedenen Zungen spürbar wurde. Der Bischof legte das Evangelium des Tages aus: vom reichen Mann, der seine Scheunen füllt, doch Gott ruft ihn am gleichen Tage ab. „Miteinander leben“ heißt also auch, nicht für sich selbst Schätze sammeln, sondern vor Gott reich sein und teilen. Wir taten es in zwei Kollekten: am Samstag für die Dorotheenkirche in Danzig/Neukau, am Sonntag für die Opfer der Flutkatastrophe in Danzig im Juli 2001.

Im Zeichen des Abschieds und des Dankes stand die letzte **Eucharistiefeyer** am Montagmorgen ⑤, konzelebriert von Bischof Justs mit Pfarrer Magino und Pfarrer Klafke. Das 55. Treffen war zu Ende, bald waren alle wieder zu Hause, viele Kilometer von einander entfernt, in sechs verschiedenen Ländern, verbunden jedoch durch das Erlebnis dieser Gementage, durch das Gebet und den Segen Gottes, im Bemühen, immer wieder das „Miteinander leben“ zu versuchen.

G.N.

Am Donnerstag:

„Nirgends ist der Himmel so hoch und die Erde so groß“

Dichtung und Musik aus dem Baltikum stand im Mittelpunkt des Donnerstagabends. Der Bogen musste weit gespannt werden zwischen den zahlreichen Dichtern deutscher Zunge, die bis 1945 dort lebten, bzw. dort geboren worden waren (Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–1792), Gertrud von den Brinken (1892–1982), Siegfried von Vegesack (1888–1974), Werner Bergengruen (1892–1964) u. v. a., über solchen, die polnischer Zunge waren und aus Litauen stammten – wie der Literatur Nobelpreisträger Czesław Miłosz, sowie wenigen Beispielen der zeitgenössischen Lyrik aus Estland, Lettland und Litauen.

So vielfältig und vielschichtig wie die Dichtung ist auch die Musikkultur dieser Region und ihrer Nationen. Da sind an erster Stelle Volkslied und Chorgesang zu nennen, besonders in Estland und Lettland (wo das Singen nicht zuletzt auch ein Schlüssel für die Befreiung vom Kommunismus geworden ist) und die fast mythischen „Dama“ in Litauen. Daneben steht wiederum eine breitgefächerte Musikkultur, die in der Geschichte bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts mit der deutschen Musiktradition aufs engste verbunden war – u. a. Joh. Gottfried Mithel (1728–1788), Eduard Erdmann (1896–1958) – und in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zu den 90er Jahren durch das sowjetische Musikleben bestimmt wurde. Dessen Musiker und Komponisten suchten aber zum Teil individuelle Wege, z. B. der Litauer Komponist Balyš Dvarionas

Siegfried von Vegesack
(*1888 in Livland, †1974 in Bayern)

NORDISCHE HEIMAT

*Nirgends ist der Himmel so hoch und die Erde so weit,
nirgends sind die Wälder so ohne Ende.
Nirgends die Birken so weiß und so grün
das Moos
Und so rot am Abend die flammenden
Sonnenbrände.*

*Nirgends ist die Erde so tief und das Wasser so stumm:
Stumm im bemoosten Brunnenschacht
liegt es versunken.
Knarrend hebt sich die Stange,
verwittert und krumm –
Aber nirgends hab ich so gutes Wasser
getrunken.*

*Nirgends ist der Sommer so hell – und so kurz:
Schon dunkeln die Weidenstümpfe, die Stoppelfelder, die müden.
Über dem Moor, immer tiefer zum Horizont im flügelnden Sturz
Ziehen mit klagendem Schrei die Kraniche in den Süden.*

Anna Rancane
(Lettische Lyrikerin, *1959)

RIGA

*Am Meer – die Stadt. Und brennt ein Lagerfeuer
am Meer – seit Jahren und Jahrhunderten.
Doch jede Nacht erlischt's um einen Scheit,
ein Specht zählt in den Kieferstamm die Zeit.*

*Und jede Nacht erlischt's um einen Scheit...
So hütet doch die Glut, die dort am Meer noch scheint
im Feuer. Und den Menschen in das Antlitz,
und als ein Schimmer über alten, alten Mauern glüht.*

*Doch jede Nacht erlischt's um einen Scheit,
und fahle Winde lachen über jenen Mauern;
in ihrem Antlitz wohnt die Heimatlosigkeit,
sie tragen Seelen, die im Unbestimmten kauern.*

(1904–1972), bzw. erlangten im Exil Welt-
ruhm, wie der Este Arvo Pärt (*1935) als
Komponist oder Gidon Kremer als berühmter
Violinvirtuose Dirigent und Hochschul-
lehrer, der aus Lettland stammt.

Heute besteht in allen baltischen Staaten
ein reges hochqualifiziertes Musikleben, wie
Beispiele des lettischen Komponisten Pete-

ris Plakidis (*1947) und seines estnischen
Kollegen Veljo Tormis (*1930) unterstri-
chen. Wie sich in den Klängen der unter-
schiedlichsten Kompositionen immer wie-
der Verbindungen zu den volksmusikali-
schen Wurzeln, zu der Klarheit und Weite
des Landes aufzeigen, so ist überraschend
allen Texten eine starke Verbundenheit ih-
rer Dichter zu dem Land und der Land-
schaft in der sie verwurzelt sind eigen. Ein
interessanter Bogen, der sich von Lenz über
Vegesack zu Miłosz und den zeitgenössis-
chen Dichtern Estlands, Lettlands und Li-
tauens spannte. Dabei spielt in den Texten
dieser Dichter auch die jüngste Geschichte
(s. „Riga“ von Anna Rancane *1959 aus
Lettland) eine bedeutende Rolle.

Es gibt, besonders was die zeitgenössische
Literatur und Musik angeht, wenig Material
in deutscher Übersetzung, bzw. im deut-
schen Schallplattenhandel, umso wichtiger
scheint es mir, die Ausgaben und Tonträger
wahrzunehmen und diese Texte und die
Musik für sich zu entdecken. So, wie der
Herausgeber einer kleinen Anthologie mit
lettischer Literatur Matthias Knoll in sei-
nem Vorwort die Hoffnung äußert, das die
Leser in diesen Texten ein Stück der „Seele
Mitteleuropas“ entdecken könnten. **V. N.**

Lit.: „Wunder und Wunden“ – Lyrik aus Lett-
land, übertragen und herausgegeben von M.
Knoll, Berlin & Riga 1993 – Tomas Venclova:
„Vor der Tür das Ende der Welt“, Gedichte,
ROSPO Verlag Hamburg 2000 – „Die Freiheit
der Kartoffelkeime“, Poesie aus Estland, Gregor
Laschen (Hrsg.) edition die horen, 1999.

Am Sonntag:

Daniel Chodowiecki (1726–1801) – Leben und Werk

Zur 200. Wiederkehr seines Todestages

Am 16. Oktober 1726 wurde er als Sohn
eines Kornhändlers in Danzig geboren, am
7. Februar 1801 starb er in Berlin. Dazwi-
schen spannt sich ein Leben von fast 75
Jahren, in dem sein ungeheures Talent, eine
Szene, einen Gesichtsausdruck, das Wesent-
liche im Erscheinungsbild einer Person in
wenigen Augenblicken zu erfassen und in
eine Zeichnung umzusetzen, ihn zum be-
deutendsten Illustrator – Zeichner und Ra-
dierer – seiner Zeit werden ließ. Viele Dan-
ziger kennen ihn vor allem durch sein Rei-
setagebuch mit vielen Skizzen aus dem Jah-
re 1773, als er nach 30-jähriger Abwesen-
heit noch einmal seine Vaterstadt besuchte,
um seine schon kränkelnde Mutter zu be-
suchen. Zwei Wochen wollte er bleiben,
zwei Monate blieb er und hielt in seinen
Skizzen vieles aus dem Leben in der Stadt
zu Ende des 18. Jahrhunderts fest.

1743 hatte Daniel die Stadt verlassen. Nach-
dem der Vater 1741 früh verstorben war,
setzte er seine in Danzig begonnene Kauf-
mannslehre im Galanteriewarengeschäft
seines Onkels in Berlin fort, wo auch schon
sein älterer Bruder Gottfried tätig war. Bei-
de Brüder verfertigten nebenher Miniatur-
en für Tabak- und Schmuckdosen, die im
Geschäft des Onkels verkauft wurden. Hier
also wurde das „verborgene Feuer ange-

Cesław Miłosz
(*1911 in Litauen)

IN MEINER HEIMAT

*In meiner Heimat, in die ich nicht
wiederkehre,
Gibt es im Wald einen riesigen See,
Darüber Wolken, wunderbar schwere,
Sie fallen mir ein, wenn ich rückwärts
seh.*

*Und Raunen der seichten Gewässer im
späten
Dämmer, und das Wassergestrüpp auf
dem Boden,
Den Schrei schwarzer Möwen, kalte
Abendröten,
Das hastige Greinen der Kriechenten
eben.*

*Dieser Dornensee schläft in meinem
Himmel.
Ich neige mich und sehe, was dort
versank:
Den Glanz meines Lebens. Auch das,
was mich bangt,
Bis dass der Tod meine Form erfüllt für
immer.*
Warschau 1937

facht“ – wie er selbst schrieb –, und bald sah man ihn kaum mehr ohne Zeichenstift. 1754 löste er sich aus dem Geschäft des Onkels, 1755 heiratete er Jeanne Marie Barez aus der „französischen Kolonie“ in Berlin, stammte er doch selbst aus einer seit Generationen der reformierten Kirche zugehörigen Familie.

1756 begann er dann zu radieren, und diese Kunst machte ihn in wenigen Jahren berühmt. In beiden – dem Zeichnen und dem Radieren – war er Autodidakt und brachte es doch zur fast unvergleichbaren Meisterschaft. Jeweils mehr als 2.000 Zeichnungen und Radierungen hinterließ er, Porträts von allen großen Geistern seiner Zeit, Illustrationszyklen zu den wichtigsten damals erschienenen literarischen Werken – von Lessing, Goethe Schiller, Klopstock, Claudius u. a., zu deren Verbreitung in der Öffentlichkeit er wesentlich beitrug – vor allem aber auch die jährlich von der Berliner Akademie herausgegebenen und von ihm illustrierten Genealogischen Kalender.

1764 nahm ihn die Berliner Akademie der Bildenden Künste als Mitglied auf, deren Vizedirektor er 1788 wurde, und die er dann von 1797 bis zu seinem Tod leitete. Ein ganz wesentliches Thema seiner graphischen Arbeit war „Preußen“, seine Geschichte, seine Repräsentanten – besonders Friedrich der Große, den er sehr verehrte – die



Schlachten, das Alltagsleben. So wurde er zum „treffendsten Schilderer des friderizianischen Berlin und des geistigen Deutschland seiner Zeit“ und war wohl ein überzeugter „Wahlpreuße“.

Doch was war er wirklich – Pole – Deutscher? Darüber streiten immer noch manche, die ihn – wie manchen anderen – in den letzten Jahrzehnten auch nicht vor nationalistischen deutsch-polnischen „Besitzansprüchen“ verschonten. Sein Biograph Carl Britzner („Die Geschichte des Daniel Chodowiecki“ Stuttgart 1973) nennt ihn einen „Europäer mit einem polnischen Vater, einer französischen Großmutter und einem deutschen Herzen“. Vielleicht sollte man noch hinzufügen: er war ein großer Sohn Danzigs. **G. N.**



Marienthal

Besichtigungsfahrt für die ausländischen Gäste

Ziel der Besichtigungsfahrt war diesmal der kleine und idyllische Ort Marienthal – gelegen etwa 15 km von Wesel entfernt – der vor allem durch sein Kloster und dessen Sammlung moderner christlicher Kunst bekannt ist. Der Weg der Gruppe führte zunächst auf den Friedhof neben der Kirche, wo die Besucher einen Eindruck vom Charakter des Ortes erhielten. Die Grabsteine, mit denen verschiedener lokaler Familiengeschlechter gedacht wird, sind in der Kunstsprache des 20. Jh. gestaltet und bringen verschiedene Gestalten und Szenen aus der Bibel und der christlichen Mythologie zur Anschauung. Auf dem Friedhof, auf dem Grenzsteine zwischen den Gräbern fehlen und die Toten nicht einzeln mit Namen und Lebensdaten genannt sind, feiern Christen die Einheit ihrer Gemeinschaft, die sich hier als eine im christlichen Glauben aufgehobene Gemeinde darstellt, die im Tod Zeit und Raum überwindet.

Es folgte dann eine eingehende Besichtigung der Klosterkirche unter der sehr kompetenten Führung von einem der Patres. Die Geschichte des ehemaligen Klosters der Augustinereremiten kann bis auf das Jahr 1256 – seiner ersten urkundlichen Nennung – zurück verfolgt werden. Bei der Säkularisierung wurde es 1806 aufgelöst und die Klostergebäude bis auf einen Kreuzgangflügel mit einigen darüber liegenden Mönchszellen zerstört. Das Klosterleben erlosch, bis es 1986 von Karmelitern wieder neu belebt wurde. Erhalten blieb jedoch vor allem die Kirche aus dem Jahre 1345, die ab 1839 als Pfarrkirche genutzt wurde.

Ihre heutige Ausstattung geht maßgeblich auf den Pfarrer August Winkelmann zurück, der sich 1924 freiwillig in die Landpfarre Marienthal versetzen ließ. Er beobachtete die Diskriminierung von Künstlern durch das NS-Regime mit Grauen und beschloß daher, die restlichen Klosterräume als Unterschlupf zur Verfügung zu stel-

len. Die dort beherbergten Künstler hinterließen aus Dankbarkeit Schätze moderner christlicher Kunst, die sie selbst gestalteten, und die dem Innenraum der Kirche heute seinen unverwechselbaren Charakter geben.

Der zweite Teil des Programms konfrontierte die Teilnehmer mit einer ganz anderen Art moderne Kunst. Der Weg führte zu einem angrenzenden Kornfeld, an dessen Rand bunte Skulpturen aufgereiht standen. Der niederrheinische Bildhauer Gerd Buscheuer hat sein Werk „Cherubim und Flammenschwert bewachen den Baum des Lebens“ genannt. Die grell bemalten Betonskulpturen, die den am Ende des Weges platzierten weißen Baum des Lebens bewachen, sind himmlischen Wächtern nachempfunden. Der Künstler mochte mit diesem eindrücklichen und schrillen Kunstwerk die Menschen aufwecken und zum Handeln aufrufen. Er sorgt sich um den Baum des Lebens, der bedroht ist vom rastlosen Drängen der Menschen nach neuen Erkenntnissen in der Genforschung, von der allgemeinen Technikgläubigkeit und der Bauwütigkeit. Hier zeigt sich Überheblichkeit und Blindheit gegenüber der Schöpfung. Die starken Farben postiert in der Natur schrecken auf, wirken wie Alarmsignale. Die Wirkung auf die Teilnehmer war darin auch stark, doch das Verständnis blieb weitgehend aus. Die Idee, gegenstandslose moderne Wächter als Symbole für christliche Werte und Ethik einzusehen, rief Kopfschütteln hervor. Eine kleine Gruppe jedoch begann über Genmanipulation zu diskutieren und sich zu fragen, was für Fratzen und Monster Menschen schaffen, wenn sie versuchen, in das Erbgut einzugreifen. Doch die Stimmung blieb gemischt. Die eher verhaltene Reaktion eines Mitreisenden drückt das aus: „Um verschiedene Kunstepochen zu verstehen, muss man im Thema sehr geübt sein, oder sie erklärt bekommen...“ So bleibt ein ambivalentes Gefühl am Ende dieser Reise durch moderne Darstellungen christlicher Figuren, Ideen und Werte. Vieles kam zur Anschauung und viele Erklärungen wurden gegeben, doch ein echter Funke des Interesses sprang wohl nur bei Wenigen über. **Brigitte Ordowski**

Stunde der Gemeinschaft: „Wir sitzen alle in einem Boot“

Vor der Bühne stand die Attrappe eines Bootes, dahinter die Kulisse der Langen Brücke in Danzig. Nach dem festlichen Gottesdienst am Sonntagmorgen hatten sich alle in der Aula zur traditionellen Stunde der Gemeinschaft versammelt, die diesmal etwas anders gestaltet war als sonst gewohnt.

Die einzelnen Gruppen der Teilnehmer sollten etwas dazu beitragen, sei es aus dem in Gemein erlebten Programm, sei es aus der Kultur ihres Landes.

Die Kinder ① begannen im Boot, mehrsprachig war ihr Programm, mehrsprachig – zumindest im Refrain – war ihr Lied von der Reise mit Paule Puhmanns Paddelboot, das sie mit Begeisterung sangen.

Dann waren gleich zweimal die Jugendli-

chen dran: zuerst ein Sketch der Gäste aus Polen ②, in dem in dramatischer Mimik von Streit und Versöhnung die Rede war, dann trugen zwei der litauischen Jugendlichen ③ in ihrer Landstracht Lieder ihres Volkes vor.

Zum Schluss die Erwachsenen, auch in zwei Abteilungen: die beiden Referenten aus Estland ④ aus unterschiedlichen Nationalitäten setzten sich zunächst ins Boot und lasen mit verteilten Rollen in deutscher Sprache ein estnisches Märchen vor; ihnen folgten zwei polnische Damen aus Danzig ⑤, die in humorvoller Weise über das in Gemein Erlebte reflektierten.

Ein gemeinsames Lied beschloss die frohe Stunde, die Wolfgang Nitschke vorbereitet hatte und moderierte. ■



Paule Puhmanns Paddelboot

In Paule Puhmanns Paddelboot da paddeln wir auf See,
wir paddeln um die ganze Welt,
alohahohehee.

Guten Tag, auf Wiederseh'n!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

Und in POLEN war'n wir auch,
da kam die Isabella.
Die brachte uns Pierogi mit
auf einem großen Teller.
Dziendobry, dowidzenia,
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

in LITAUEN, da winkte uns
Der Vitautas zu.
Der fragte, darf ich mit euch mit?
Na klar, was denkst denn du?
Laba diena, viso gero!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

Wir fuhren weiter übers Meer,
dann spielten wir am Strand,
wir nahmen Anton und die Ewa mit,
die kamen aus LETTLAND
Labdien, uz Redzesanos
Guten Tag, auf Wiederseh'n

Als wir dann in ESTLAND war'n,
kam einer angeschwommen,
und der hieß Cyrillus Kreek
wir hab'n ihn mitgenommen.
Tere Päevast, Nägemist,
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

In SPANIEN war es furchtbar heiß,
da stieg der Pedro zu.
Er brachte Apfelsinen mit,
die aßen wir im Nu.
Buenos dias, hasta la vista!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

Und rund um den Olivenbaum, da
tanzten wir im Sand.
Wir nahmen den Wasili mit,
der kam aus GRIECHENLAND,
Kalimera, jassu, jassu!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

Dann fuhr'n wir weiter übers Meer
bis hin in die TÜRKEI,
von da an warn auch Ahmed und
die Ayse mit dabei,
Merhaba, güle, güle!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!

Und als wir dann nach HAMBURG
kamen,
stand Paule Puhmann da,
und rief: „Verflixt und zugenäht!
Mein Paddelboot ist da!“
Guten Tag, auf Wiederseh'n!
Dzien dobry, do widzenia!
Labdien, uz Redzesanos
Laba diena, viso gero!
Tere Paevast, Nägemist
Buenos dies, hasta la vista!
Kalimera, jassu, jassu!
Merhaba, güle, güle!
Guten Tag, auf Wiederseh'n!



8. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig vom 27. Oktober bis 3. November 2001

Seit 1994 war es schon zum 8. Mal in Folge, dass am Abend des 27. Oktober 2001 im Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig die „Deutsch-polnische Studientagung“ mit der Begrüßung der aus Deutschland angereisten Teilnehmer durch Vertreter der beiden Danziger „Gastgeber-Gemeinschaften“ *„Gesellschaft Polen-Deutschland“* und *„Bund der Deutschen Minderheit“* begann, der dann traditionsgemäß das gemeinsame Abendessen folgte. Leider waren diesmal wesentlich weniger Teilnehmer aus Deutschland gekommen, da die Tagung – aufgrund von Quartierproblemen im Maximilian-Kolbe-Haus – terminlich um vier Wochen verschoben werden musste. Dem Verlauf der Tagung tat das jedoch keinen wesentlichen Abbruch, da aus Danzig und Umgebung erneut 40 Personen teilnahmen und außerdem an einzelnen Veranstaltungen – besonders an den kulturellen Abendveranstaltungen – wieder weit mehr Besucher partizipierten. Von den deutschen Teilnehmern waren wieder vier zugleich als Referenten tätig, wozu von polnischer Seite diesmal nur drei hinzukamen, wobei der der Arbeit des Adalbertus-Werkes in besonderer Weise verbundene Professor Dr. Januszajtis gleich dreimal in Aktion trat.

Die geistliche Leitung der Tagung nahm zum zweiten Mal Pater Diethard Zils OP wahr, der einerseits der Tagung wieder besondere spirituelle Akzente verlieh – bei den morgendlichen Meditationen wie auch in den zweisprachigen Gottesdiensten – andererseits durch seine ausgezeichneten polnischen Sprachkenntnisse ihr auch besonders im Bereich der Kommunikation dienete: er erfüllte während der gesamten Tagung die Funktion des Dolmetschers, was nicht zuletzt auch der Kostenminderung dienete und eine teure Simultananlage einzusparen ermöglichte.

Wie im vorigen Jahr unter der Schirmherrschaft der Vorsitzenden des Rates der Stadt Danzig, Frau Elżbieta Grabarek-Bartoszewicz, so stand sie diesmal unter der der Stadtpräsidenten, Paweł Adamowicz, was seine besondere Bedeutung auch in Hinblick auf die Veranstaltung am Dienstagvormittag im „Neuen Rathaus“ hatte. Dadurch wurde erneut auch die ganze Tagung ausgezeichnet und das Interesse des Rates und der Verwaltung der Stadt Danzig an der Arbeit des Adalbertus-Werkes – insbesondere an den Studientagungen – dokumentiert. Hiervon gab auch wieder die Berichterstattung der Presse wie auch des Fernsehens Zeugnis.

Die inzwischen durch sieben Vorgängertagungen sehr vertraute Umgebung des Maximilian-Kolbe-Hauses neben der Trinitatis-Kirche in der Danziger Vorstadt mit seinem Leiter Pater Roman Deyna OFM und den freundlichen Mitarbeiterinnen garantierte auch diesmal für einheimische wie auswärtige Teilnehmer gute Tagungsbedin-

gungen, sowohl von der Atmosphäre her als auch in Hinblick auf das leibliche Wohl. Die Thematik der 8. Tagung stand im Kontext des bevorstehenden Beitritts Polens und der baltischen Staaten zur EU. Sie nahm dabei den südlichen Ostseeraum als eine zusammenhängende Region in den Blick. Es sollte versucht werden, von Pommern bis Estland wesentliche verbindende Momente der Geschichte, Kirchengeschichte, Kultur und Landschaft aufzuzeigen, aber auch die Gegenwart nach der „Wende“ und die Perspektiven für die Zukunft einzubeziehen. Zum dritten Mal wurde die Tagung in Zusammenarbeit mit dem *Ostsee-Kulturzentrum Danzig (nadbaltyckie centrum kultury gdańsk)* durchgeführt. Alle Veranstaltungen – insbesondere die vier kulturellen Abendveranstaltungen – wurden über die Danziger Medien angekündigt und waren



Bedomin/Bendomin

der Öffentlichkeit zugänglich. Sie sollten damit erneut einen besonderen Beitrag des Adalbertus-Werkes als einer Gemeinschaft heute außerhalb der Stadt lebender Danziger zum kulturellen Herbst-Programm innerhalb der Stadt darstellen, und zwar unter dem Aspekt des Brückenbaus zwischen „alten“ und „neuen“ Danzigern im Sinne ihrer gemeinsamen Verantwortung für Europa aus der Tradition dieser Stadt.

Auch diesmal wurde wieder deutlich, dass die Exkursionen innerhalb der Tagungen einen besonderen Stellenwert haben, da sie die Tagungsteilnehmer zu Stätten und Zeugnissen gemeinsamer kultureller und historischer deutsch-polnischer Identität führen und das Erlebnis – das häufig eine Erstbegegnung für deutsche wie auch polnische Teilnehmer ist – auch das Gefühl der Verantwortung für das gemeinsame Erbe weckt bzw. bestärkt. Hinzu kommt ein nicht zu unterschätzender Effekt der gegenseitigen Annäherung und Verständigung. Auch diese Studientagung bot wieder eine Reihe von Begegnungen im kirchlich-religiösen Bereich, die Zeichen setzten für weitere Schritte auf dem Weg der Verständigung

und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen, so die täglichen geistlichen Morgenmeditationen und die textlich und musikalisch wieder sorgfältig vorbereiteten und beide Sprachen einbeziehenden gemeinsamen Gottesdienste.

Um die thematische Arbeit bemühte sich wieder ein exzellentes Team von Referenten und Gesprächspartnern. Analog zu den Programmen der Vorjahre, war wieder jeder der fünf „Arbeitstage“ – also Montag bis Freitag – unter ein spezielles Thema gestellt, unter dem aus der Gesamthematik ein besonderer Aspekt in den Mittelpunkt der Betrachtung und Diskussion gestellt wurde.

Nach der offiziellen **Eröffnung** der Tagung am Sonntagmorgen folgte traditionsgemäß der in der St.-Trinitatis-Kirche gemeinsam mit der Gemeinde gefeierte Gottesdienst, bei dem Pater Diethard Zils OP mit dem Pfarrer der Gemeinde konzelebrierte und Lesungen und Fürbitten in beiden Sprachen vorgetragen wurden.

Am Nachmittag führte uns dann eine erste Exkursion nach *Bendomin*, ca. 40 km südwestlich von Danzig nahe bei Berent/Koscierzyna gelegen, zum Museum der polnischen Nationalhymne. In dem erst vor einigen Jahren als Erin-

nerungsstätte eingerichteten ehemaligen Wohnhaus des Dichters der Nationalhymne, Józef Wybicki, ist ein wesentliches Kapitel der Geschichte und des Freiheitskampfes Polens in sehr informativen Dokumenten und Erinnerungsstücken nacherlebbar gemacht worden.

Der Abend des Sonntags stand dann zum fünften Mal in Folge im Dienste der Literatur. Beim *Autorenabend im Altstädtischen Rathaus* stellte sich und sein Werk der in Berlin lebende *Henryk Bereska* vor. Nach drei polnischen Autoren – Stefan Chwin 1997, Paweł Huelle 1998, Zbigniew Zakiewicz 1999 – und einer deutschen Autorin – Ursula Matenaer im vorigen Jahr – war es diesmal ein gebürtiger zweisprachiger Oberschlesier, der als Schriftsteller und Übersetzer aus beiden Sprachquellen schöpft und in den letzten 50 Jahren wesentliches zur Verständigung zwischen Polen und Deutschen auf dem Wege über die Literatur beigetragen hat.

„**Pommern**“ stand als Thema über dem ersten der so genannten „Arbeitstage“, dem Montag, der leider mit Programmänderungen beginnen musste. Beide für den Vor-

mittag vorgesehene Referenten hatten ganz kurzfristig krankheitshalber abgesagt. Zum Glück lagen als Ersatz jedoch von einem der beiden, Prof. Jan M. Piskorski aus Stettin, zwei Vorträge schriftlich vor, die nach dem Verlesen zu angeregten Diskussionen Anlass gaben. In seinem Vortrag „Die ‚alten‘ und die ‚neuen‘ Pommern“ – der nachstehend im Wortlaut abgedruckt ist – stellt der Autor den Wandel in Pommern nach dem Krieg durch Vertreibung und Neubesiedlung dar. Dabei wird von ihm in beeindruckender Weise jede Vertreibung als Unrecht bezeichnet und festgestellt, „dass das Recht auf die eigene Heimat, auf das eigene Haus und die eigenen Habe zu den grundlegendsten Menschenrechten gehören“. Er zeigt jedoch auch überzeugend auf, wie 50 Jahre danach eine neue fruchtbare Beziehung zwischen den „Alten“ und den „Neuen“ möglich ist. Im zweiten Vortrag „Die deutsch-polnische Grenze und die historisch-geographische Nomenklatur von Grenzterritorien“ stellt der Autor in sechs Phasen den Wandel in der deutsch-polnischen Grenzsituation in der 1000-jährigen Nachbarschaftsgeschichte dar und verdeutlicht damit – wie auch mit einigen anderen Beispielen aus der europäischen Geschichte – die Absurdität von Gebietsansprüchen aufgrund so genannter „historischer Rechte“.

Ein Gesprächsforum am Montagnachmittag galt dann den „*Perspektiven der kulturellen Zusammenarbeit im südlichen Ostseeraum*“. Unter der Gesprächsleitung von Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke schilderte Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, erster frei gewählter Ratsvorsitzender der Stadt nach der „Wende“, wie sich die kulturellen Beziehungen in den letzten zwölf Jahren zwischen den Anrainerstaaten der Ostsee immer positiver entwickelt haben. Frau Małgorzata Spencer, Mitarbeiterin im Ostseekulturzentrum Danzig, verdeutlichte die Aufgaben und die vielfältigen Aktivitäten dieses Institutes. Vor allem im literarischen und künstlerischen Bereich besteht ein beständiger Austausch mit den baltischen Staaten – insbesondere mit Litauen, das Jahrhunderte lang mit Polen staatlich eng verbunden war – aber auch darüber hinaus nach Skandinavien und Russland.

Der Abend des Tages bot im Herder-Zentrum, wo wir bereits zum achten Mal Gast sein durften, einen äußerst interessanten Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Januszajtis über „*Astronomische und Monumental-Uh-*

ren im Ostseeraum“, mit dem er die berühmte und sagenumwobene Danziger Astronomische Uhr – an deren Wiederherstellung der Referent wesentlichen Anteil hatte – in den Kontext der Gesamtentwicklung dieser besonderen künstlerisch-technischen Phänomene in der Zeit vom ausgehenden Mittelalter bis in die beginnende Neuzeit stellte.

„**Danzig**“ hieß der Leitgedanke am Dienstag, dessen Vormittagsveranstaltungen auf



Einladung des Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz (Foto) im „Neuen Rathaus“ – einst Gebäude des Generalkommandos, von 1920 bis 1939 Sitz des Völkerbundkommissars und nun seit einem Jahr des Rates der Stadt Danzig – stattfanden. Zunächst sprach erneut Prof. Dr. Januszajtis zum Thema „*Die Stellung Danzigs im Ostseeraum in Vergangenheit und Gegenwart*“. In einem sehr umfassenden Vortrag verdeutlichte er die hervorragende Stellung Danzigs in Vergleich zu allen anderen bedeutenden Ostseestädten, insbesondere gegenüber Stettin und Königsberg, sowohl im Bereich des Handels, als auch der Baukunst und der sonstigen kulturellen Leistungen. Anschließend begrüßte uns dann der Stadtpräsident, dankte zunächst dem Adalbertus-Werk für die finanzielle Hilfe für die Opfer der Flutkatastrophe im Juli 2001 und entwickelte dann seinen Plan, Ende Mai 2002 in Danzig einen „Ersten weltweiten Danziger-Tag 2002“ zu veranstalten. Er lud das Adalbertus-Werk zur Mitgestaltung und seinen Vorsitzenden zur Mitarbeit im vorbereitenden Rat des Treffens ein.

Nach einem freien Nachmittag bot der Abend dann ein ganz besonderes Erlebnis: veranstaltet vom Stadtpräsidenten in Zusammenarbeit mit dem Adalbertus-Werk fand im vollbesetzten Weißen Saal des Rechtstädtischen Rathauses ein *Konzert des Schlaginstrumenten-Orchesters VITA AKTIWA* statt, das sich überwiegend aus behinderten Menschen zusammensetzt, die auf Orffschem Instrumentarium unter der Leitung von Mirosława Lipińska meisterhaft musizieren.

Der Mittwoch – traditionell kirchlicher Thematik vorbehalten – hatte das Leitwort „**Baltische Staaten**“. Dr. Lambert Klinke, Dozent an der Universität Gießen und Spezialist für baltische Thematik, hielt am Vormittag zwei Vorträge. Zunächst bot er einen konzentrierten Überblick über „*Die Geschichte der christlichen Kirchen im Baltikum*“ und sprach dann anschließend über „*Die Verfolgung der Kirchen im Baltikum im 20. Jahrhundert*“, ein Vortrag, der durch seine Einzelheiten über das Leiden der Menschen in der Zeit der kommunistischen und auch der nationalsozialistischen Verfolgung erschütterte.

Am Nachmittag diskutierten in einem Gesprächsforum – unter der Moderation von Gerhard Nitschke – Dr. Lambert Klinke und Pater Diethard Zils OP über die „*Situation und Perspektiven in den baltischen Staaten heute*“. Beide exzellente Kenner der Verhältnisse, gaben sie ein sehr differenziertes aber durchaus hoffnungsvolles Bild der Lage und der Perspektiven, die in allen drei Staaten natürlich in engem Zusammenhang mit der erwünschten baldigen Integration in die EU verbunden sind.

Der Abend dieses Tages – es war der Vorabend des Festes Allerheiligen – vereinte traditionell die Teilnehmer der Tagung mit den Mitgliedern der Dorotheen-Kirchengemeinde in Danzig-Nenkau/Gdańsk-Jasien, zunächst bei der gemeinsam gefeierten *Hl. Messe für Frieden und Versöhnung* – in der diesmal im Besonderen auch der durch Krieg und Verfolgung umgekommenen Menschen in beiden Völkern, aber auch in aller Welt, gedacht wurde – anschließend wieder bei froher Begegnung und gemeinsamen Mahl. Das Treffen war diesmal ein besonders freudiges, konnte doch zum ersten Mal die erneut in beiden Sprachen gehaltene Messe in der Oberkirche gefeiert werden, die am 3. September 2001 der Gemeinde vom Erzbischof für den Gottesdienstgebrauch übergeben worden war, ob-



wohl noch im Innern viele Arbeiten zu tun sind, die der weiteren finanziellen Hilfe durch das Adalbertus-Werk bedürfen.

Der nächste Tag – Donnerstag – stand unter dem Thema „**Kunst und Musik**“. Er begann mit einem Lichtbildervortrag zum Thema „*Backsteingotik im südlichen Ostseeraum*“, in dem Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke den Weg der Backsteingotik im kirchlichen und profanen Bereich, von Lübeck ausgehend, durch das mecklenburgische und pommersche Land, über die Hansestädte Stralsund, Rostock, Danzig, Königsberg bis

nach Wilna, Riga und Reval aufzeigte, als ein wahrhaft verbindendes europäisches gestaltendes Element.

Nach einem zweiten freien Nachmittag bot dann der Abend eine erneute Begegnung mit der dem Adalbertus-Werk nun schon durch fünf Konzertereignisse eng verbundenen CAPPELLA GEDANENSIS, diesmal in der St. Brigittenkirche mit einem Konzert unter dem Motto „*Musik des Ostseeraums*“, in dem Werke des 17. und 18. Jahrhunderts von Förster, Meder, Volkmar und Telemann in meisterhafter Interpretation durch das international bekannte Ensemble erklangen.

„**Architektur und Landschaft**“ stand als Wegweiser über der Exkursion, die die Tagung am Freitag wie gewohnt abschloss und in in das nördlichen Pommerellen führte. Unter der sach- und ortskundigen Führung von Prof. Dr. Józef Borzyszkowski ging die Fahrt zunächst nach Lauenburg zur Besichtigung des historischen Museums und der Stadtpfarrkirche, dann nach Leba, der Stadt nahe der Ostseeküste im Bereich der pommerschen Wanderdünen, mit den Resten einer mittelalterlichen Kirche im Dünenbereich und der nach deren Zerstörung durch Sturm und Sand erbauten barocken „Ersatzkirche“, aber auch mit vielen Erinnerungen an den Maler Max Pechstein, der hier bis 1945 lebte.

In strahlendem Sonnenschein führte uns ein kleiner Fußmarsch an den Strand der Ostsee, wo ein hohes Kreuz (Foto) an die vielen Schiffbrüchigen in diesem Bereich erinnert, an dem auch eine Gedenktafel für die Opfer auf der „Wilhelm Gustloff“ angebracht worden ist, die nicht weit von hier



wir mit Pater Zils den Abschlussgottesdienst unserer 8. Studententagung. Es war Allerseelentag, und so stand noch einmal das Gedächtnis der Toten im Mittelpunkt. Anschließend fuhren wir in den nahe bei Krokow gelegenen Wald von Piasnitz/Piaśnica, um dort Kerzen anzuzünden und derer im Gebet und mit einem Lied zu gedenken, die dort 1939/1940 von den Nationalsozialisten ermordet wurden: etwa 12.000 Menschen – Polen, Kaschuben und Deutsche, ganze Familien und darunter auch viele Kinder.

Spät kamen wir wieder in Danzig an, nach einer nächtlichen Fahrt entlang der Ostseeküste, erfüllt mit vielfältigen Eindrücken. Es blieb nur wenig Zeit zu einem abschließenden Resumeegespräch, verbunden mit einem letzten gemeinsamen Abendessen, zu dem auch Frau Grabarek-Bartoszewicz – Abgeordnete des Rates und bis vor wenigen Monaten noch dessen Vorsitzende – zu uns gekommen war, um uns noch einmal Dank und Anerkennung der Stadt Danzig zu übermitteln. Einhellig war wieder – sowohl unter den Deutschen als auch den polnischen Teilnehmern – das positive Urteil auch über diese 8. Deutsch-polnische Studententagung, die als weiterer Baustein zur Verfestigung der deutsch-polnischen Verständigung angesehen werden darf. Es wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, sich im Mai 2002 in Danzig wieder zu begegnen, wenn die 9. Studententagung im Vorfeld des vom Stadtpräsidium geplanten „Ersten weltweiten Danziger-Tages“ stattfinden soll, in dessen Programm sich das Adalbertus-Werk mit einzubringen beabsichtigt.

Gerhard Nitschke

in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1945 im Meer ihr Leben verloren.

Nach einem guten Mittagessen in der „Kaschubischen Volksuniversität“ in Starbenin/Starbienino fuhren wir zum Schluss nach Zarnowitz. Einst war es ein Zisterzienserkloster, 1220 als einziges Tochterkloster von Oliva gegründet, heute wirken dort Benediktinerinnen. Die wunderbare gotische Hallenkirche steht gerade vor dem Abschluss einer seit langem notwendigen Restaurierung und zeigt sich im neuen Glanz. Dort feierten

In diesen Erörterungen über die „alten“ und die „neuen“ Pommern, die man als einen ersten Versuch verstehen sollte, meine Gedanken nach der Veröffentlichung der Bücher über die Geschichte Stettins² und Pommerns³ zusammenzufassen, möchte ich mich völlig absichtlich eigentlich nur auf eine Generation konzentrieren. Es geht um die Nachkriegsgeneration der alten Deutschen und der neuen polnischen Pommern; die Generation, die ich gern – auf beiden Seiten – als wurzellos bezeichnen möchte. Sowohl die aus Hinterpommern vertriebenen und geflohenen Deutschen als auch die nach 1945 aus Zentral- und dem früheren Ostpolen umgesiedelten bzw. zwangsumgesiedelten Polen und Ukrainer hatten große Probleme, in den neuen Regionen, in ihrer neuen Heimat heimisch zu werden.

Die ersten, die Deutschen also, waren zuerst oft lange Zeit in den sog. Aufnahmelagern in den verschiedenen Besatzungszonen untergebracht, weil es entweder an Wohnraum fehlte oder weil sie den Einheimischen, die zumeist auch in ärmlichen Verhältnissen lebten, nicht besonders willkommen waren, was in letzter Zeit in Deutschland – nach langem Tabu – stärker thematisiert wird. Deshalb fanden sie ihr neues Zuhause manchmal erst nach Jahren. Im Laufe der Zeit wurden sie aber zu einer festen und manchmal – besonders vor Wahlen – wichtigen Bevölkerungsgruppe in der neuen Heimat. Zweifelsohne mussten sie aber in den ersten Nachkriegsjahren einen besonders hohen Preis für die deutsche Niederlage bezahlen.

Die anderen, die Polen, die Juden, die Mitte 1946 fast 30 Prozent der Bevölkerung der Stadt Stettin bildeten, und die 1947 aus dem polnisch-sowjetischen Grenzgebiet umgesiedelten Ukrainer, hatten nur scheinbar eine bessere Ausgangssituation: Sie kamen zwar sehr oft in menschenleere Dörfer und Städte, wo man nicht selten bei der Wohnungssuche wählerisch sein konnte und wo nicht selten saubere, noch duftende Bettwäsche und Handtücher in den Schränken bereit lagen. Zudem versuchten die Behörden sie davon zu überzeugen, dass sie sich in den „wiedergewonnenen Gebieten“ befänden, auf die sie volles Recht hätten. In der Tat aber, und das bestätigen fast alle Erinnerungen aus den ersten Nachkriegsjahren, fühlten sie sich dort nicht besonders wohl, und ihr „wiedergewonnenes Zuhause“ roch doch sehr fremd, wie der aus Wilna gebürtige Schriftsteller Tadeusz Konwicki schrieb. Nicht wenige von ihnen, besonders die sog. „Repatrianten“, also die Aussiedler aus den verlorenen polnischen Ostgebieten, hatten in der alten Heimat vermisste Verwandte oder von den Sowjets verschleppte Familienmitglieder zurückgelassen, und so saßen sie einfach auf gepackten Koffern und glaubten – aus heutiger Sicht naiv – an eine baldige Rückkehr in die alte Heimat. Diese Bevölkerungsgruppe hatte andere persönliche Erfahrungen als die Polen aus den nur von Deutschland besetzten Gebieten. Die Repatrianten begegneten den stationierten Russen mit starkem Misstrauen, und manch-

Die „alten“ und die „neuen“ Pommern¹

Prof. Dr. Jan M. Piskorski, Stettin

mal zeigten sie tiefes Mitgefühl für die auszusiedelnden Deutschen – hatten sie doch am eigenen Leibe dieses Schicksal schon erfahren. Diese zuerst sehr skeptische, zur Migration bereite Gruppe wurde Ende der 50er Jahre zur stabilsten Bevölkerungsgruppe, da sie nun Pommern als endgültigen Wohnsitz anerkannte.

Man weiß heutzutage, dass die Verbundenheit zu einem Land erst durch die verstorbenen Generationen entsteht: Je größer die Zahl der Gräber unserer Vorfahren ist, desto heimischer fühlen wir uns in einem Land. In den ersten Nachkriegsjahren konnten dagegen sowohl die alten, vertriebenen Pommern in Deutschland, als auch die neuen, polnischen Pommern in Hinterpommern „ihre“ Gräber, d. h. die Gräber ihrer Ahnen, auf den Friedhöfen nicht besuchen, eine Erfahrung, die diese Generation auf beiden Seiten der Grenzen einen sollte.

Obwohl ein alter anonymer Chronist schrieb, dass „es sich ohne Wurzeln nicht leben lässt, denn sonst fallen die Blätter ab“, mussten sowohl die vertriebenen Deutschen als auch die ankommenden Polen ohne Wurzeln in einer mehr oder weniger fremden Umgebung leben. Noch heute, über 50 Jahre nach dem Krieg, ist Pommern anders als die alten, sagen wir kern- bzw. altpolnischen Territorien, obgleich es nicht mehr so fremd ist wie noch in den 60er Jahren, an die ich mich als gebürtiger Stettiner gut erinnere. Wer über Land von Posen nach Stettin (oder nach Breslau) fährt, wird sofort erkennen, wo die alte Grenze war. Die sog. wiedergewonnenen Gebiete sind – abgesehen von den Großstädten wie Stettin oder Breslau – arm und vor allem stark vernachlässigt, weil man hier nicht investiert bzw. renoviert hat. Es gibt auch

eine einfache Antwort auf die Frage, warum hier nichts getan wurde: Die hiesigen Gebäude und Felder hatten schlichtweg keine richtigen Eigentümer. In dieser Landschaft waren noch vor ein paar Jahren die staatlichen Produktionsgenossenschaften fast die einzigen Arbeitgeber. Hier finden erst jetzt erste, manchmal sehr rasche Veränderungen statt.

Als Ergebnis des Zweiten Weltkriegs wurde das historische Pommern zwischen der Insel Rügen und dem Fluss Leba geteilt. Sein westlicher Teil – Vorpommern – ging zuerst an die DDR und dann an die vereinigte Bundesrepublik Deutschland. Der östliche Teil – Hinterpommern – wurde Polen angegliedert. Schon während der Potsdamer Konferenz entschied man über den, wie man damals sagte, Transfer der deutschen Bevölkerung aus den östlich der Oder liegenden Territorien. Es muss ausdrücklich gesagt werden, dass dies tatsächlich ein fast beispielloses Ereignis in der Geschichte der europäischen Zivilisation ist. Man zwang Millionen von Menschen dazu, ihre Heimat, ihre Häuser, ihre Habe zu verlassen. Ähnliche Praktiken wurden schon früher in der griechisch-türkischen Grenzzone angewandt, wo nach dem Ersten Weltkrieg die Vertreibung der Griechen aus Kleinasien vertraglich sanktioniert wurde. Man schuf auf diese Weise einen gefährlichen Präzedenzfall, wie heute Historiker und Politikwissenschaftler fast einhellig bestätigen. Man muss wohl nicht hinzufügen, dass es auch im Dritten Reich und in der Sowjetunion an Umsiedlungen und Vertreibungen nicht fehlte. Dabei wurde sogar versucht, ganze Völker auszulöschen, nur dass Hitler und Stalin nicht nach einer Erlaubnis gefragt oder auf vertragliche Vereinbarungen gewartet hätten.

In einem Vortrag, den ich vor ein paar Jahren in Stettin gehalten habe, habe ich für

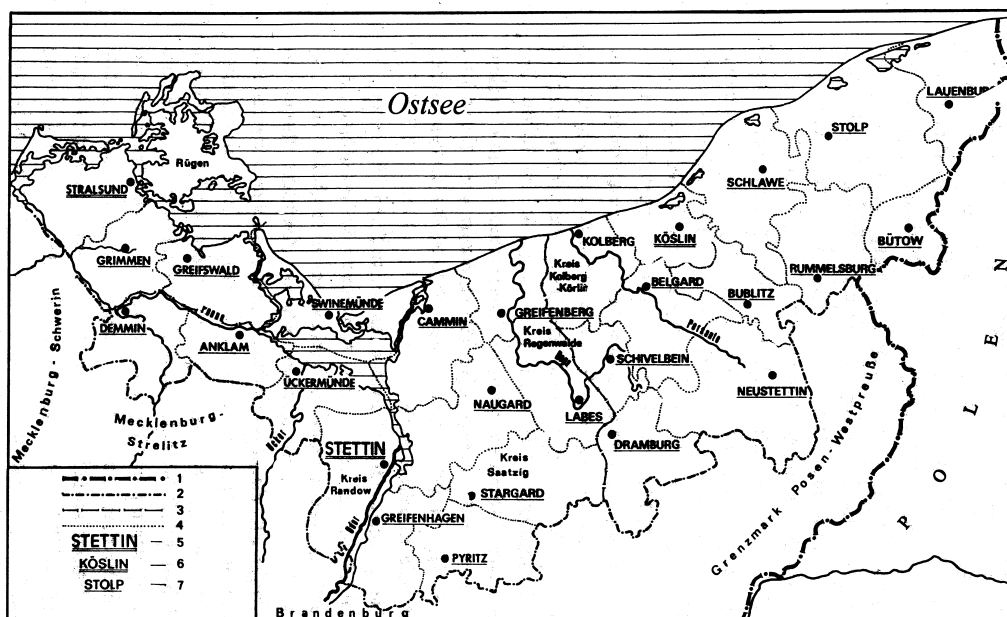
die zumeist polnischen Zuhörer einen Vergleich gezogen, den ich an dieser Stelle gern wiederholen möchte. Indem ich die letzters in Mode gekommene sog. virtual history nutzte, fragte ich, was wohl gewesen wäre, wenn Pommern bzw. Schlesien oder Ostpreußen nicht im östlichen Mitteleuropa, sondern in seinem westlichen Teil gelegen hätten, z. B. dort, wo sich das Elsass oder Südtirol befinden.

Nach längeren Überlegungen kam ich zu dem klaren Schluss, dass Pommern 1945 vielleicht geteilt, aber die dort lebende Bevölkerung wohl nicht vertrieben worden wäre. Ein Teil von Pommern könnte wohl im politischen Sinne zu Polen gehören, so wie das deutschsprachige Elsass zu Frankreich gehört. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass es zum Teil seinen historisch bedingten, ethnischen und sprachlichen Charakter bewahrt hätte. Es ist in diesem Moment nicht meine Aufgabe, weiter zu spekulieren, was eine solche Situation später gebracht hätte. Ich möchte nur auf die große Wahrscheinlichkeit einer solcher Lösung hinweisen; denn nirgendwo im alten, poströmischen Westen hat man sich eine so große Bevölkerungsverchiebung erlaubt. Den leeren Lebensraum suchte man seit langem vor allem im jüngeren Osten, auch im slawischen Ostmitteleuropa, das man als Niemandsland betrachtete. Ohne Zweifel hat Hitler in seinem Pakt mit Stalin diese Politik eingeleitet. Man kann also die Umsiedlungen und Vertreibungen der Nachkriegsjahre ohne den historischen Hintergrund, ohne den historischen Kontext nicht verstehen,

Wer heutzutage, in einer Zeit, in der die Verhältnisse zwischen Deutschland und Polen so gut sind, wie sie lange nicht waren, die These aufstellt, dass die Vertreibung Unrecht war und dass das nur im Osten unseres Kontinents passieren konnte, bringt sich in den Verdacht des Opportunismus. Der Historiker, der Humanist darf aber vor solchen Fragen nicht fliehen. Und mehr noch: Im guten, kollektiven Interesse aller

Europäer, darunter auch der heutigen polnischen Bevölkerung der früher zu Deutschland gehörenden Ostgebiete, die zu polnischen Westgebieten wurden (Klaus Zernack), liegt es, beständig zu wiederholen, dass das Recht auf die eigene Heimat, auf das eigene Haus und die eigene Habe zu den grundlegendsten Menschenrechten gehören. Nur dann, wenn alle Europäer dieses Prinzip anerkennen, werden sich die heutigen Bewohner Pommerns, Schlesiens, des Sudetenlandes, aber auch der litauischen Stadt Wilna, der weißrussischen Stadt Grodno bzw. der ukrainischen Stadt Lemberg wirklich wohl und sicher fühlen.

Niemand, der einen Funken Verstand besitzt stellt die Verantwortung der Deutschen für die Grausamkeiten des Zweiten Weltkriegs in Frage, der kaum eine polnische Familie aussparte und fast das gesamte europäische Judentum ver-



Die Provinz Pommern (nach dem Ersten Weltkrieg bis 1938 – 1 = Staatsgrenze; 2 = Provinzgrenze; 3 = Grenze der Regierungsbezirke; 4 = Kreisgrenze; 5 = Provinzhauptstadt; 6 = Sitz der Bezirksregierung; 7 = Kreisstadt.

nichtete (übrigens weiß kaum jemand, dass im Februar 1940 in Pommern die erste Deportation von Juden innerhalb des Reiches stattfand, die das Vorbild für die weiteren Deportationen abgab). Bekanntlich haben Hitler und Stalin mit den Massendeportation von Völkern in Ostmitteleuropa und Osteuropa begonnen.

Das alles kann zwar die späteren Ereignisse verständlicher machen, aber keinesfalls automatisch die Aussiedlungsaktion rechtfertigen, die z. B. von Polen oder Tschechen gleich nach dem Krieg in Einklang mit den Alliierten und mit deren Unterstützung in Angriff genommen wurde. Kein Verbrechen darf nämlich als Vorwand für weitere Missetaten dienen. Die von Helga Hirsch beschriebene „Rache der Opfer“ bleibt doch eine Rache, und ein Übel, auch was heutzutage nur noch ein historisches Übel ist,

benenkolonnen, die wir vor Augen haben, an eine Mischung aus Kindergarten, Altersheim und Gruppen versprengter Frauen erinnern. Nicht anders war es im Falle der deutschen Flüchtlinge aus Ostmitteleuropa und aus dem ehemaligen Ostdeutschland, wo diese – manchmal gemeinsam mit anderen Volksgruppen – oft seit Jahrhunderten wohnten.

Es ist interessant und eigentlich unbekannt, dass sogar direkt nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Gräueltaten der Nazis noch eine offene Wunde bildeten, vielen Menschen in Polen gar nicht in den Sinn kam, die alte Bevölkerung Ostdeutschlands anzusiedeln. Obwohl das Prinzip der kollektiven Verantwortung von den deutschen Truppen im besetzten Polen fast jeden Tag angewandt worden war, konnten viele Polen nicht begreifen, dass man gegenüber

lichkeiten, und – fügen wir hinzu – im Bereich unserer nationalen Pflicht. [...] Von uns hängt es ab, ob wir mit Hilfe taktvollen [...] Umgangs diese Bevölkerung [...] werden überzeugen können.“

Mitkowski, der in der Krakauer Rechtstradition aufgewachsen war, war also völlig von einem Gedanken überzeugt, der heute nur schwer nachzuvollziehen ist, nämlich, dass Polen zusammen mit den sog. wiedergewonnenen Gebieten auch die dort seit Jahrhunderten lebende Bevölkerung erhalten würde. Für ihn war es wie für viele andere Polen, die in der neuen politischen Wirklichkeit fast wie eine Mauer zur Wacht an der neuen Westgrenze standen, wenig verständlich, wie man Millionen von Menschen umsiedeln könne, ohne sie nach ihrer Meinung zu fragen. Diese Feststellung, von der ich letztsen immer häufiger spreche, gehört nach meiner Ansicht zu den sog. weißen Flecken in der deutsch-polnischen Nachkriegsgeschichte, obwohl hier noch immer neue, gründliche Forschungen erforderlich sind.

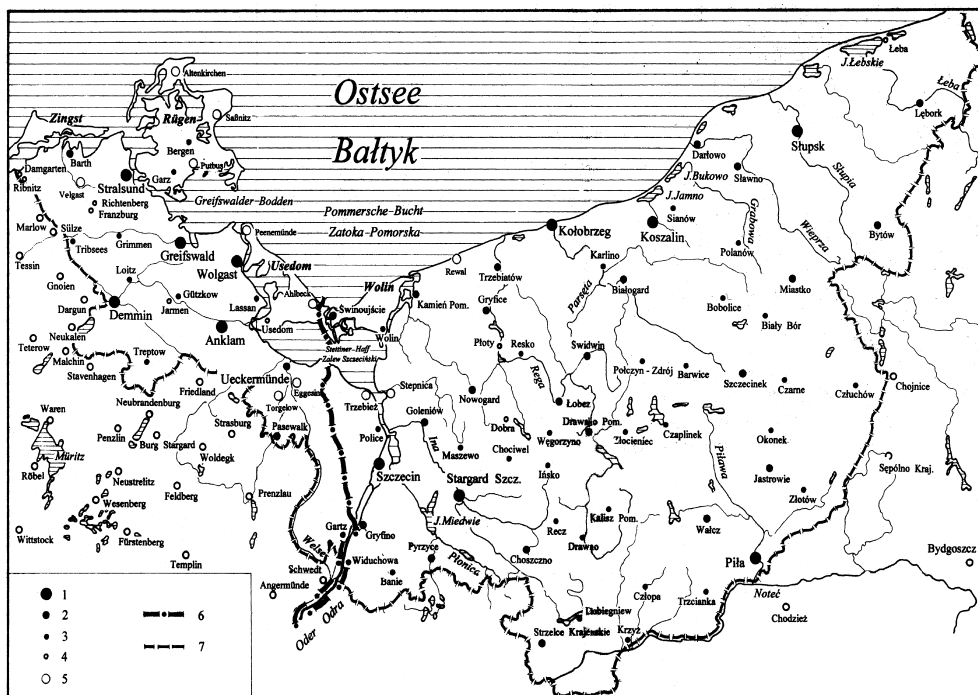
Heute, über 50 Jahre nach dem Kriege, wissen sowohl die alten als auch die neuen Pommern, Schlesier, Neumärker u.a.m. immer genauer, dass es mehr gibt was sie verbindet als das, was sie teilt. Die „Alten“ können durch die alte Heimat, die jetzt zur Heimat schon der dritten Generation von Polen wurde, problemlos reisen. Die „Neuen“, die ihre neue Heimat schon akzeptiert haben, wissen, dass die Flüchtlinge und Vertriebenen und ihre Nachkommenschaft in der Bundesrepublik Deutschland im Grunde mit ihnen verbunden sind, weil sie nicht selten noch immer die einzigen sind, die sich für Ostmitteleuropa, darunter auch Polen, interessieren. In einer Zeit, in der die deutsch-polnischen Beziehungen von der Normalisierung zur Normalität übergehen (Włodzimierz Borodziej), können die Nachfahren der ehemaligen Bevölkerung Ostdeutschlands ein echter Schatz für uns sein. Man weiß aber, dass man sich um Schätze kümmern muss, um sie zu genießen. Die immer kleinere Zahl von Flüchtlingen und Vertriebenen sowie auch ihre zahlreichen Nachkommen sind diese Mühe wert. Jedenfalls sind sie viel mehr wert als eine Mark symbolischer Entschädigung, von der letztsen so viel gesprochen wird. ■

Anmerkungen

¹ Etwas überarbeitete Rede, gehalten am 27. August 1999 im Polnischen Institut in Düsseldorf im Rahmen einer Podiumsdiskussion mit Dr. Jörg Hackmann. Das Gespräch hat die Stettiner Tage in Düsseldorf beendet.

² Jan M. Piskorski Bogdan Wachowiak, Edward Włodarczyk: *Stettin Kurze Stadtgeschichte*, autorisierte Übersetzung von Eligiusz Janus und Andreas Warnecke, Poznań 1994, 2. Aufl. Poznań 1998. Gleichzeitig erschien die polnische Fassung des Buchs.

³ Jan M. Piskorski (Hrsg.) *Pommern im Wandel der Zeiten*, mit Beiträgen von Werner Buchholz, Jörg Hackmann, Alina Hutnikiewicz, Norbert Kersken, Jan M. Piskorski, Hans-Werner Rautenberg, Włodzimierz Stepinski, Zygmunt Szultka, Bogdan Wachowiak, Edward Włodarczyk Szczecin 1999. Übersetzung der polnischen Abschnitte von Andreas Warnecke. Zugleich erschien die polnische Fassung des Buchs.



Pommern nach dem Zweiten Weltkrieg – 1 = Stadt über 10.000 Einwohnern; 2 = Stadt mit 5.000 bis 10.000 Einwohnern; 3 = Stadt mit 2.000 bis 5.000 Einwohnern; 4 = Stadt mit weniger als 2.000 Einwohnern; 5 = andere Orte; 6 = die Oder-Neiße-Linie seit Juli bzw. Oktober 1945; 7 = Grenze Pommerns 1938.

bleibt ein Übel (Jerzy Holzer). Im Zusammenhang damit steht außer Zweifel, dass an den Ausgesiedelten und Vertriebenen Unrecht begangen worden ist. Kein normales Rechtssystem kennt nämlich das Prinzip der kollektiven Verantwortung im strafrechtlichen Sinne, was keinesfalls bedeutet, dass man sich nicht zu ethischer Verantwortung für die Taten der eigenen Gruppe bzw. der eigenen Nation verpflichtet fühlen sollte; umso mehr, als wir normalerweise stolz auf die Verdienste unserer Vorfahren sind. Jedoch hat Gott selbst das Prinzip der kollektiven Verantwortung ausgesetzt, als er Lot, den Gerechten, aus Sodom führte. Noch ausdrücklicher lehnt die Bibel dieses unmenschliche Prinzip im Buch Ezechiel ab, wo wir lesen, dass „jeder für seine eigenen Sünden stirbt“.

Außerdem darf man nicht vergessen, dass in der Regel unter den Flüchtlingen – schon wegen ihres Alters – die Unschuldigen überwiegen. Es ist kein Zufall, dass alle Vertrie-

einer solch großen Menge von Menschen den genannten Grundsatz anwenden können. Man glaubte dagegen an die – wie man damals sagte – Wiedergewinnung der ehemals verlorenen Bevölkerung, in deren Adern immer noch altes slawisches Blut fließt.

Um nicht leere Behauptungen aufzustellen, möchte ich hier die Meinung von Józef Mitkowski, anführen, einem Krakauer Historiker, der 1946 das erste politische Handbuch zur Geschichte Pommerns verfasst hat. Er schrieb, dass „die Wiedergewinnung des Bodens nur eine Seite der Sache ist. Man muss auch das mindestens ebenso wertvolle Volk wiedergewinnen. Das ist kein Hirngespinnst [...] Im Gegenteil, für die historische Gerechtigkeit benötigt das Volk die Wiedereinführung des Polnischen, der Sprache der Väter, die ihm einstmals entrissen worden ist. Es ist weder eine einfache Aufgabe noch ein Vorhaben, das sich schnell durchführen lässt. Sie liegt aber ganz im Bereich unserer Mög-

Die Geschichte der christlichen Kirchen in den baltischen Staaten

Referent: Dr. Lambert Klinke, Gießen

Als die drei baltischen Völker werden Esten, Letten und Litauer bezeichnet, obwohl sie unterschiedlichen ethnografischen und sprachgeschichtlichen Ursprungs sind. Sprachlich bilden die Letten und Litauer die eigentlichen baltischen Völker; Lettisch und Litauisch bilden eine eigene Sprachgruppe innerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie. Estnisch gehört dagegen zur finno-ugrischen Sprachgruppe. Von der geschichtlichen Entwicklung her waren die Esten jedoch auf das Engste mit den Letten verbunden. Die Litauer gingen mit einem mächtigen Großfürstentum im Mittelalter ihre eigenen Wege. Erst nachdem im Lauf des 18. Jahrhunderts sowohl das estnisch-lettische als auch das litauische Gebiet dem Russischen Reich einverleibt worden war, gab es einen Gleichklang in der politischen, nicht aber in der kirchlichen Geschichte.

Während die Geschichte Litauens immer etwas gesondert betrachtet werden muss, kann die Geschichte Estlands und Lettlands aus gutem Grund oft gemeinsam behandelt werden. Im Mittelalter gehörte das gesamte estnisch und lettisch besiedelte Territorium zu einem als „Livland“ oder „Groß-Livland“ bezeichneten Staatenbund. Dieser zerfiel im 16. Jahrhundert in die neuen Einheiten „Estland“ (im Norden), „Livland“ (in der Mitte) und „Kurland“ (im Süden). Diese Dreiteilung hielt bis zur Russischen Revolution. 1918 wurden die Staaten Estland und Lettland nach dem Kriterium der Nationalität neu gegründet.

Eine ausdrückliche, durch schriftliche Quellen nachzeichenbare Geschichte der baltischen Staaten gibt es erst seit rund 800 Jahren. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts rückte das östliche Ostseeufer mit



seinen Völkerschaften näher in das Blickfeld der Deutschen, vor allem weil die Bevölkerungszunahme eine Siedlungsbewegung in den Nordosten ausgelöst hatte. Der Neugründung Lübecks durch Herzog Heinrich den Löwen im Jahr 1159 kam dabei eine Schlüsselrolle zu, weil sie einen günstigen Ausgangspunkt für den gesamten Ostseehandel bot. Die heidnischen Anwohner der Ostsee wurden so zu begehrten Handelspartnern, aber auch zu gefürchteten Seeräubern. Zum Schutz von Handel und Schifffahrt genügten bald nicht mehr kleine Hafenniederlassungen mit Kaufmannskirche. Bei dem folgenden Aufbau von Städten berührten sich bald die Interessen der Kaufleute und der Heidenmission.

Die Christianisierung

Die ersten, erfolglosen Versuche, die baltischen Völker, die bis dahin Anhänger von Naturreligionen waren, zu christianisieren, fanden schon im 11. Jahrhundert durch Bruno von Querfurt, Adam von Bremen sowie Hiltinus von Bremen statt. Auch von Dänemark aus wurde der Versuch einer Mission der Kuren unternommen. Erst mit dem Aufleben des Handels stellte sich auch der Erfolg ein. Versuchte der Augustinermönch Meinhard 1186 noch ohne Gewalt die Liven für Jesus Christus zu gewinnen, brach der Zisterziensermönch Berthold 1198 mit Hilfe von Kreuzfahrern gewaltsam den Widerstand der Liven. Spätestens mit der Eroberung der Stadt Riga 1201 zeigten sich die Bestrebungen, mit der Christianisierung der Heiden auch die Eroberung der Gebiete zu verbinden. Nach und nach wurde der Widerstand der einheimischen Völker gebrochen. Bis 1208 wurden Liven und Latgallen, 1227 die Esten unterworfen. Kuren und Semgallen im Süden verloren ihre Freiheit 1225 bzw. 1230. Im Süden endeten die „Missionierungen“ an der Grenze des litauischen Reiches, das dem Orden 1237 eine schwere Niederlage zufügte.

Das Litauische Reich

An der Wende des 12. zum 13. Jahrhunderts wurde in Litauen die Voraussetzung für die

Vereinigung der Gebiete auf der Grundlage einer gut funktionierenden gesellschaftlichen Gliederung geschaffen. 1230 und 1240 vernichtete Fürst Mindaugas einen Teil seiner Konkurrenten und begann, das ganze litauische Land alleine zu beherrschen. Es deckte sich dabei mit dem Einzugsgebiet der Memel (Njemen). 1248 gelang es Mindaugas bei einem Machtkampf nur seine Gegner zu spalten, indem er versprach, zum Christentum überzutreten. Mit dem Orden auf seiner Seite gewann er die Auseinandersetzung und ließ sich (und sein Gefolge) 1251 taufen. Doch die Stämme der Samogiten und Jatwagien wehrten sich gegen die Christianisierung. Nachdem Mindaugas 1263 von Verschwörern umgebracht worden war, herrschte in Litauen wieder das Heidentum.

Doch die gewaltsamen Auseinandersetzungen rissen nicht ab, und es wurde immer offenkundiger, dass Litauen früher oder später das Heidentum aufgeben musste. Es gab auch mehrere mögliche Nutznießer eines Übertritts: der Deutsche Orden, Polen und das orthodoxe Moskau. Im Jahr 1385 schloss Jogaila schließlich die so genannte „Krevo-Union“ mit Polen, wobei er als Gegenleistung für die Taufe Litauens die pol-



König Władysław Jagiello (†1434) auf dem Sarkophag aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Dom von Krakau.

nische Königskrone erhielt. So wurde er unter dem Namen Władysław Jagiello König von Polen. In den folgenden Jahren wurden drei wichtige Privilegien verbrieft: Die Kirche wurde Großgrundbesitzer und bekam die juristische sowie die Vermögensimmunität; dem Katholizismus wurde eine privilegierte Stellung verliehen; Vilnius bekam das Magdeburger Stadtrecht, sodass sich eine Bürgerschaft entwickeln konnte. Die Klosterschulen vermittelten die lateinische Schrift, sodass sich den Litauern auch die Türen zu europäischen Universitäten öffneten.

Christianisierung Livlands

Die selbstständige politische und gesellschaftliche Entwicklung der livländischen



St. Marien in Riga

Bevölkerung wurde am Anfang des 13. Jahrhunderts abgebrochen. Im Laufe der Eroberungen wurde im Land die für Westeuropa typische soziale und politische Ordnung eingerichtet. Oberhaupt der livländischen Kirche war der Erzbischof von Riga, der auch außer Reval Metropolit aller livländischen Bistümer (Dorpat, Ösel-Wiek, Kurland) war. Die Verwaltung unterstand dem livländischen Orden, dem Dänemark 1346 auch seine Besitzungen in Nordestland verkaufte. Das ganze Mittelalter durchzogen sich Rivalitäten zwischen Orden und Bischöfen einerseits sowie Stadt Riga und Erzbischof andererseits, die in blutige Auseinandersetzungen mündeten. Erst zum Beginn des 15. Jahrhunderts veränderte sich in der Ostseeregion das Gleichgewicht der politischen Kräfte. 1420 wurde ein Landtag mit allen einflussreichen Herren einberufen. Zwar ließen die unterschiedlichen Interessen der Vertreter nur schwierig Übereinkünfte zu, dennoch half der Landtag die livländischen Kräfte zu konsolidieren.

Die Reformation

Auch in Litauen und in Livland, wo der Machteinfluss der Kirche besonders groß war, entwickelte im 16. Jahrhundert ein gesellschaftlicher Konflikt. Der erste theologische Disput, der den Anfang der Reformation in Livland bezeichnete, fand 1522 in Riga statt. Die reformatorischen Prediger Andreas Knopken und Silvester Tegetmeyer fanden ein positives Echo. In Litauen sind reformatorische Aktivitäten erst in den 30er Jahren belegt. 1539 gründete der Reformator Abraham Kulvetis in Vilnius eine kollegiumsartige Schule, die jedoch nur drei Jahre existierte, bis in Litauen die Verfolgungen begannen. In Livland siegte die Reformation zuerst in den Städten, wo nur der Adel aus Angst vor einem Bauernkrieg länger skeptisch blieb. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts hatte die Reformation ihr Ziel erreicht und das Prinzip „cuius regio, eius religio“ umgesetzt; das heißt die Bevölkerung galt als lutheranisch, weil sich der Adel dazu bekannte. So hatte man sich von der Übermacht des Erzbischofs und des Ordens befreien können. In Litauen verbreitete sich der Protestantismus vor allem bei Adel und Bürgern und erreichte seinen Höhepunkt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Doch Streitigkeiten zwischen den Strömungen von Luthertum, Calvinismus und Arminianismus sowie die Vernachlässigung der bäuerlichen Bevölkerung, die dem katholischen Glauben treu blieb, setzte der Reformation Grenzen. Die von der Reformation erfasste Kirche bemühte sich zunehmend, volkssprachliches Schrifttum zu schaffen. Zwar waren vorreformatorisch

geistliche Texte in den baltischen Sprachen vorhanden, aber sie waren nicht weit verbreitet. Die ersten Übersetzungen waren eine Bibel ins Estnische von Hans Susi aus Reval und ein litauischer Katechismus vom Lutheraner Martinus Mazvydas.

Die Reformation war in ihren Äußerungen mannigfaltig und verfolgte nicht nur auf religiöse, sondern auch sozialwirtschaftliche und politische Ziele. Abgesehen von Exzessen wie den livländischen Bilderstürmen, entfaltete die Reformation die Initiative der Menschen. Für die Bevölkerung schaffte die Reformation neue Voraussetzungen für die kulturelle Entwicklung und die Entstehung einer eigenen Schriftsprache. Auch die Öffnung von Bibliotheken, die Einrichtung neuer, weltlicher Schulen



Johanniskirche in Valga

sowie Armenhäuser, Altenheime und Heilanstalten und die Schaffung musikalischer, künstlerischer und literarischer Werke sind auf die Reformation zurückzuführen.

Die Gegenreformation

In der Mitte des 17. Jahrhunderts kam die Reformation in Litauen zum Stillstand, und der Katholizismus gewann wieder die Oberhand. Die Kanonisierung des Sohnes des polnischen Königs, Kasimir, durch Papst Clemens VIII. 1602 trug wesentlich dazu bei. 1596 unterstellte sich in der Kirchenunion von Brest ein Teil der orthodoxen Geistlichkeit unter den Papst. Man versprach sich davon die gleichen Rechte wie die katholische Kirche. Ein großer Teil der Orthodoxen, der sich um Fürst Olstrozki versammelte, verweigerte sich allerdings der Union.

Als Livland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach dem Livländischen Krieg in den Besitz Polen-Litauens geraten war, begann dort die Gegenreformation. Ausge-

hend von drei Jesuitenkollegien sollte das Land rekatholisiert werden. Doch Kraft und Zeit der Jesuiten waren zu gering, und ihre Versuche scheiterten endgültig, als Estland und Lettland von Schweden erobert wurde. Nur in Latgallen, das unter polnisch-litauischem Besitz blieb, bewahrte die katholische Kirche ihren Einfluss. Durch den Sieg Schwedens im Krieg von 1600 bis 1629 festigte sich die lutherische Konfession und beschleunigte die kulturelle Entwicklung. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelangten die Ideen der Aufklärung nach Livland und Estland, die einen Widerhall unter den Geistlichen der lutherischen Kirche fanden. Johann Georg v. Schwarzenberg, Pastor in Torma, propagierte den Übergang zu Geld als Pachtzins; Johann Gottfried Herder, der einige Jahre in Riga dozierte, hatte wesentlichen Einfluss auf die lettische Volkskunst; der Freimaurer Garlieb Merkel setzte sich für die Gleichberechtigung der baltischen Bevölkerung ein. Insgesamt allerdings blieben in den Jahrhunderten nach der Renaissance die baltischen Länder Spielball der Geschichte und der Interessen äußerer Mächte. Die Bevölkerung hatte wenig Chancen, die politischen und religiös-geistlichen Vorgänge selbstständig zu bestimmen.

Unter russischer Verwaltung

Im Jahr 1721 fiel das lutherische Estland und das mehrheitlich lutherische Lettland an das Russische Reich. Nach den polnischen Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts verschlug es immer mehr (katholische) Polen und Litauer in das nördliche Baltikum, weil sie als Beamte im gesamten Reich eingesetzt werden konnten. So entstanden wieder kleine katholische Gemeinden. 1786 gab es in Estland den ersten offiziellen katholischen Gottesdienst. In Riga erhielten die 284 Katholiken 1800 einen Kultraum und 1846 eine eigene Kirche.

Die Rolle der Kirche im Baltikum

Die Kirche in den baltischen Staaten hat ihre Gestaltung in einem Ständestaat bekommen, und ihre Lebensform ist der ständischen Struktur des politischen und sozialen Lebens entsprechend, also mit Ritterschaften und Magistraten verbunden gewesen. Dieser Charakter hat sich länger als in anderen Ländern erhalten und ist letztlich erst durch die dem Zweiten Weltkrieg folgenden Ereignisse aufgehoben worden. Es ist verständlich, dass der ständische Charakter der Kirche, der die Leitung der Kirche in die Hand des herrschenden Standes und damit in deutsche Hand legte, von mannigfachen Seiten aus kritisiert wurde. Doch diese Struktur war nicht nur eine Fremdherrschaft, sondern hat – ob gewollt oder ungewollt – ihren Beitrag zur Entwicklung der Länder geleistet. Man wird also mit gewissem Recht von „christlichen“ Ländern sprechen können, wenn man die Grenze dessen, was hier mit „christlich“ gemeint ist, genau sieht. Und man wird das umso mehr tun, wenn man bedenkt, was im Umfeld des Zweiten Weltkrieges alles getan wurde, um den christlichen Charakter der Länder auszulöschen. **Adalbert Ordowski**

Die Verfolgung der Kirchen im Baltikum im 20. Jahrhundert

Referent: Dr. Lambert Klinke, Gießen

Das Baltikum war von alters her eine Brücke zwischen Ost und West. Zwar wurden Estland und Lettland im 13. Jahrhundert durch den Deutschen Orden gewaltsam kolonisiert und christianisiert, doch die Unterdrückung hatte auch die positive Folge der Anbindung an das Abendland. Für Peter den Großen der im 18. Jahrhundert Estland und Livland eroberte, war dies das „Fenster zu Europa“. Litauen konnte einer Kolonisierung und gewaltsamen Christianisierung entgehen, übernahm dann aber in der Union mit Polen 1386 freiwillig den Katholizismus. Nach den polnischen Teilungen hatten die Litauer ein schwereres Schicksal als die Letten und Esten. So durfte beispielsweise 50 Jahre lang kein Schrifttum in litauischer Sprache erscheinen. Die wichtigste Bastion des Widerstandes war in dieser Zeit – ähnlich wie in Polen – die katholische Kirche.

Angeregt durch ein nationales Erwachen im 19. Jahrhundert und gefördert durch die Bereitschaft der internationalen Politik seit dem Ersten Weltkrieg, das Selbstbestimmungsrecht der Völker als Ordnungsprinzip der Politik anzuerkennen, gewannen die baltischen Staaten in der Zwischenkriegszeit die Unabhängigkeit. In Litauen verzögerte sich der Prozess bis 1922, weil der polnische Katholizismus und Rom, den neuen Staat nicht anerkannten. Schließlich beanspruchte Polen Vilnius (Wilna) für sich, woraufhin Litauen die diplomatischen Beziehungen zum Hl. Stuhl abbrach. Papst Pius XI. errichtete daraufhin das Erzbistum Kaugas. 1927 gab es dann doch ein Litauisches Konkordat, auch wenn das Verhältnis zum Vatikan nicht ohne Spannungen blieb.

In Lettland gab es nach dem Anschluss des früher zu Polen-Litauen gehörenden Lettgallen etwa ein Drittel Katholiken. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche wurde schon 1922 geregelt und Riga zum Erzbistum erhoben.

Die 3.000 Katholiken in Estland spielten nur eine untergeordnete Rolle. 1924 richtete der Hl. Stuhl eine Apostolische Administration in Tallinn ein, die zunächst der Nuntius in Lettland leitete, bis 1931 der deutsche Jesuit Eduard Proffittlich zum ersten Administrator und 1936 zum ersten Erzbischof in Estland nach der Reformation ernannt wurde.

Es kam schließlich das Jahr 1939 mit dem „teuflischen“ Hitler-Stalin-Pakt. Zugunsten der Expansionsinteressen wurden die unvereinbaren ideologischen Positionen überwunden. Das erste Opfer dieses Paktes war Polen, doch auch das Baltikum bekam die Folgen bald zu spüren. Estland wurde am 28. September, Lettland am 5. Oktober und Litauen am 10. Oktober 1940 gezwungen, ein „gegenseitiges Beistandsabkommen“

mit der Sowjetunion zu unterzeichnen, der erste Schritt der Liquidierung der Souveränität durch die Stationierung von Soldaten der Roten Armee. Am 14. Juli 1941 begannen um drei Uhr nachts im gesamten Baltikum Massenverhaftungen und Deportationen. Geistliche, Lehrer, Universitätsangehörige, Rechtsanwälte, Journalisten, Diplomaten, Beamte, Ärzte und ihre Familien wurden in Güterzügen abtransportiert, getrennt und als Todeskandidaten nach Sibirien verschleppt – ohne Gerichtsurteil, ohne Kleidung und Nahrung, ja ohne eine Ahnung, wohin die Reise ging. Am 22. Juli 1941 wurden die Deportationen aufgrund des Angriffs der Deutschen eingestellt. Doch die erhoffte Wiedergewinnung der Unabhängigkeit nach der Eroberung erwies sich als trügerisch. Im August 1944 erfolgte der erneute Einmarsch der Sowjettruppen. Nach der Eingliederung der baltischen Staaten in die UdSSR hatten die dortigen Kirchen schwere Verfolgungen zu erleiden. Das kirchliche Leben wurde durch einen Kommissar des Religionskomitees stark überwacht. Durch eigenmächtige Einsetzung und Ablösung von Priestern wurde versucht, den nationalen Charakter der Kirchen zu Schwächen und den Katholizismus von der römischen Zentrale zu trennen. Alle Ordensniederlassungen wurden aufgehoben, viele Priester interniert, alle kirchlichen Organisationen verboten und das Kirchenvermögen konfisziert. Es kam 1944 zu erneuten Deportationen von 93.000 Litauern, 70.000 Esten und 115.000 Letten. Unter anderem starben auch drei Bischöfe als Märtyrer. Nachdem auch der Erzbischof von Riga, Antonijs Springovics, als einziger verbliebener Bischof 1958 starb, waren beide lettischen Bistümer verwaist. Rom gelang es erst 1963 Julijans Vaivodis als Apostolischer Administrator und später als Bischof einzusetzen.

Es wurde alles getan, um eine Existenz der Kirche im sowjetischen Machtbereich zu zerstören. Gleichzeitig aber mussten Kirchen, die der Ideologie nicht gefährlich zu sein schienen, den Sowjetherrschern als Aushängeschild für das Ansehen im Ausland dienen. So richtete der Kreml, als der Kampf um die Weltherrschaft stagnierte, eine „Friedenskonferenz“ aus, an der auch Würdenträger der Russisch-Orthodoxen Kirche, der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Lettland (Gustav Turs), der Erzbischof von Estland (Jaan Kiivit) sowie Vertreter der Baptistischen All-Unionskirchen beteiligt waren. In diesen Jahren gelang es, den Hl. Stuhl über die tatsächliche Situation in den baltischen Staaten zu täuschen.

Mit drei Methoden wurde die Religion unter Vortäuschung anderer Tatsachen in der Sowjetunion bekämpft: durch die moralische Untergrabung in der Öffentlichkeit, durch die wirtschaftliche Niederrückung der kirchlichen Organisation und durch die Ein-

schüchterung. Durch Behinderung und Beseitigung des Klerus, durch das Verbot jeglicher religiöser Schriften und die Zerstörung von Pfarrbibliotheken einerseits, durch antireligiöse Reden in Versammlungen, Presse und antireligiöse Museen andererseits wuchs die religionsfeindliche Propaganda ins Unermessliche. Die Behörden duldeten und unterstützten dabei Störungen von Gottesdiensten, Einschlagen von Kirchenfenstern, Absägen von Wegkreuzen und Belästigungen von Geistlichen. Weiterhin folgte das Verbot des Religionsunterrichtes, Schließung der theologischen Fakultäten und die Verlegung des Sonntags. Wirtschaftlich waren Priester von den Gläubigen abhängig, die selber kaum das Lebensnotwendigste verdienten. Das raffinierteste Mittel zur wirtschaftlichen Niederrückung der Kirche war ein Besteuerungssystem als Mietabgabe für das „Volkseigentum“ – den enteigneten Kirchenbesitz. Ab 1941 wurden hohe Abgaben für Raum, Ausstattung und Geistliche verlangt. So mussten große Kirchen zuerst geschlossen werden, und zusätzliche Geistliche oder Ausstattungen waren unerschwinglich. Nicht mehr genutzte Kirchen wurden für profane Zwecke verwandt – von der Gemäldegalerie bis zur Garage für landwirtschaftliche Maschinen.

Standen die Gläubigen in den Städten hinter ihren Geistlichen, sodass nur sehr vorsichtig gegen sie vorgegangen wurde, sahen sich Priester auf dem Land willkürlicher Verfolgung und bedrohlichen Verhören oder Verleumdungen ausgesetzt. Damit



wurden viele Kleriker gezwungen, ihr Amt aufzugeben. Viele Priester blieben jedoch auch ihrer Überzeugung treu und starben als Märtyrer. So auch der Apostolische Administrator von Estland, Erzbischof Eduard Proffittlich (Foto). Als Deutscher hatte er die Möglichkeit auszureisen, doch er schrieb: „Mit innerlich vollständig ruhigem und bereitem Herzen würde ich mich gerne für das Reich Gottes hier im Lande opfern und bin bereit, alles zu tun, was sich unter den veränderten Verhältnissen für das

Reich Gottes arbeiten und leiden lässt.“ Am 27. Juni 1941 kam es tatsächlich zu einer Hausdurchsuchung und Verhaftung des Erzbischofs. 50 Jahre lang herrschte Ungewissheit über sein Schicksal. Erst als er 1990 vom inzwischen unabhängigen Staat Estland „vollständig rehabilitiert“ wurde, kam heraus, dass er zum Tode verurteilt und am 22. Februar 1942 in Kirov hingerichtet wurde. Den Zeugnissen ist zu entnehmen, dass seine Haltung bis zum Lebensende ungebrochen blieb. Dass er als erster katholischer Bischof seit der Reformation in Estland diesen Weg gegangen ist, hat ihm Anerkennung im ganzen Volk bereitet. Papst Johannes Paul II. bezeichnete ihn als „leuchtendes Beispiel“ und „wertvolles Erbe“ für die Kirche in den baltischen Staaten.

In den 50er Jahren, vor allem nach Stalins Tod, kam es dann zu einer mehr oder weniger friedlichen Koexistenz. Die örtliche Macht genoss mehr Handlungsfreiheit, die Mehrzahl derjenigen, die die Verbannung überlebt hatten, kehrte zurück. Die Nationalkulturen wurden neu belebt, und zeitweise sogar die russische Zuwanderung eingestellt. 1948 begann die Registrierung des kirchlichen Eigentums und der Pfarrgemeinden. Allerdings blieben die Kirchen Staatseigentum und der Religionsunterricht untersagt.

1968 nach dem Ende des Prager Frühlings entstand die Dissidentenbewegung mit Untergrundveröffentlichungen und Demonstrationen. Kennzeichnend war für das Baltikum, dass durch die Verbindung von religiösen und nationalen Gefühlen sich unter den Dissidenten im Untergrund Arbeiter, Bauern und Intellektuelle vereinten. Die Treue zum Katholizismus in Litauen wirkte dabei besonders stark. 1968 unterschrieben 17.000 Menschen die Forderung nach Glaubensfreiheit. 1972 erschien die Untergrundzeitschrift „Chronik der litauischen katholischen Kirche“. 1972 fanden in Kaunas Massendemonstrationen statt, nachdem sich der 19-jährige Romas Kalantas verbrannt hatte. 500 Personen wurden festgenommen. 1976 wurde die litauische Helsinki-Gruppe gegründet, die von der Sowjetmacht ge-



Martin Luther, Kegel/Keila, 1862 von Peter Jakob Clodt von Jürgensburg geschaffen. Das Denkmal wurde ein Opfer des Sowjetregimes.

nauso unterdrückt wurde wie das 1978 gegründete „Katholische Komitee zur Verteidigung der Rechte der litauischen Gläubigen“. 1979 demonstrierten schließlich 148.000 Bürger – 4 Prozent der litauischen Bevölkerung – für die Rückgabe der konfiszierten Kirchen in Klaipeda.

In den 80er Jahren häuften sich trotz Verbots Proteste und Petitionen in Moskau und Vilnius und die Aktivitäten im Untergrund. Grundlegend wendete sich das Schicksal der Kirchen mit der Amtszeit von Michail Gorbatschow und seiner Perestrojka. Jetzt war all das möglich, was bis dahin verboten war. Mit der Unabhängigkeit der

baltischen Staaten im September 1991 nahm der Vatikan auch die diplomatischen Beziehungen wieder auf. Die ersten Jahre der Selbstständigkeit ließen allerdings den großen Priestermangel, die unzureichende kirchliche Infrastruktur und die mangelnde theologische Ausbildung der Laien offen zu Tage treten. Die Aufbauarbeit kam nur schleppend voran. Erst die Pastoralreise von Papst Johannes Paul II. im September 1993 brachte den Katholiken und auch den anderen Konfessionen im Baltikum Auftrieb. Eine verbesserte Priesterausbildung, neue Bistümer und die Einrichtung von Pfarrgemeinderäten (an Stelle der sozialistischen Gemeindegemeinschaften) gaben neue Impulse. Junge Menschen interessierten sich für religiöse Fragen und engagierten sich in der Ökumene.

Inzwischen kehrten auch rund 30 Orden zurück, die als Zentren der innerkirchlichen Erneuerung gelten. 1992 führte die litauische Regierung den Religionsunterricht in den Schulen ein. Auch in Estland und Lettland stabilisierte sich die Situation besonders auch Dank des Einsatzes von Rein Öunapuu, der seit 1987 Erzbischof war.

So haben sich in den baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen bis heute langsam schrittweise neue Strukturen ergeben, der Glaube hat wieder eine besondere Rolle erlangt. Es bleibt zu hoffen, dass die Kirche bald wieder an die Vergangenheit anknüpfen und einen angemessenen Platz in der Gesellschaft einnehmen kann.

Adalbert Ordowski

Henryk Bereska

Autorenabend im Altstädtischen Rathaus

Es war schon der fünfte in der Reihe der Autorenabende im prächtigen Saal des 1587–1595 von Antoni van Obbergen erbauten Altstädtischen Rathauses, an denen wir seit 1997 in regelmäßiger Folge am Eröffnungstage unserer Studientagungen in Danzig „Literatur zwischen Polen und Deutschland“ und deren Autoren vorstellen. Nach drei polnischen Schriftstellern aus Danzig und einer deutschen Lyrikerin und Erzählerin war es diesmal ein Autor und Übersetzer, der in beiden Völkern verwurzelt ist: Henryk Bereska.

Geboren 1926 in Katowice-Szopienice im damals polnischen Teil von Oberschlesien, wuchs er zweisprachig auf, lebte dann jedoch nach deutschem Kriegsdienst und amerikanischer Gefangenschaft seit 1947 in Ostberlin. Dort studierte er 1948–1952 Germanistik und Slawistik und war dann unermüdlich als „literarischer Fährmann“ zwischen Polen und Deutschland tätig, bis zur „Wende“ gezwungenermaßen nur dem östlichen, dann „grenzenlos“.

Zunächst als Verlagslektor, seit 1955 als freiberuflicher Übersetzer und Herausgeber polnischer Literatur von der Renaissance

Fährmann

*Aus dem oberschlesischen Dreiländereck –
Russland, Österreich, Preußen –
kam ich nach dem Ende
des Zweiten Weltkriegs
in das Berliner Vierländereck –
amerikanischer, englischer,
französischer, sowjetischer Sektor –
und es verschlug mich in den
sowjetischen.*

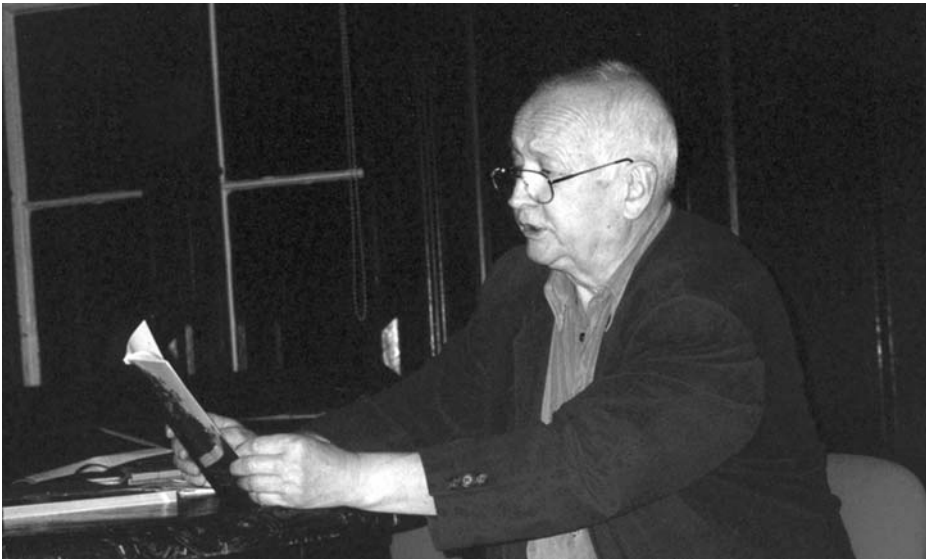
*Flüsse und Kanäle zergrenzten
die geschundene Stadt des Unheils.
Und bald die Mauer.
Östlich davon der blutende Grenzfluss
die Oder – Völker trennend.
In der Mitte die scharf bewachte
Trennungslinie.*

*Dichter, polnische, deutsche,
zogen am Flusse entlang,
davon träumend, Fährmann zu sein –
Lange Zeit ein vergeblicher Traum.*

*Ich wurde Fährmann,
übertrug kostbare Fracht –
polnische Dichtung –
ins Deutsche,
in die Buchstabenwelt.*

*Sperrig blieb für die Menschen
der Fluss lange Zeit.
Lange neidete ich Vögeln und Fischen
Das lockere Hin und Her.
Nun aber fahre ich selber
Locker hinüber und herüber –
Fährmann grenzenlos.*

1996



PIASNITZ / PIAŚNICA

Allerseelentag 2001 – am Schlußtag unserer 8. Studententagung, an dem uns die traditionelle Exkursion diesmal bei strahlendem Sonnenschein in die nördliche Kaschubei geführt hatte, fuhren wir nach dem Abschlussgottesdienst in Zarnowitz auf der Straße 217 durch die Dunkelheit gen Süden Richtung Neustadt/Wejherowo. Wir hatten uns vom Pfarrer in Zarnowitz Kerzen geben lassen, um sie an einer grausigen Erinnerungsstätte zu entzünden und dort zu beten und zu singen: im Wald von Piasnitz/Piaśnica.

Dort begann im September 1939 die vom III. Reich geplante Vernichtung des Polnischen Volksanteils im Raum Danzig-Pommern. Bei Massenerschießungen wurden hier bis in das Jahr 1940 hinein ca. 12.000 Menschen erschossen und erschlagen, insbesondere Angehörige der polnischen und kaschubischen Intelligenz – Geistliche, Lehrer, Richter, Offiziere, Angestellte – aber



auch viele Handwerker, Kaufleute, Arbeiter und Bauern. Unter den Ermordeten gab es jedoch auch viele Juden und hunderte von Deutschen, insbesondere Geisteskranke aus Heilanstalten in Pommern, ganze Familien mit Jugendlichen und Kindern, mit Zügen herangefahren und von Neustadt aus mit Lkws in den Wald gebracht. Man hatte ihnen teilweise vorgegaukelt, sie führen zur Erholung in die Kaschubei. Die Exekutionen dauerten jeweils etwa eine Stunde, Augenzeugen berichteten von furchtbaren Szenen, Schüssen und Schreien, Kleinkinder wurden teilweise – um Munition zu „sparen“ – durch Zerschlagen der Köpfe an den Bäumen getötet.

Im August 1944 haben die Nationalsozialisten dann versucht, die Spuren der Verbrechen zu beseitigen. Häftlinge aus dem Kon-

Mein Großvater

*trug einen weißen Schnauzer
und hatte eine kantige Glatze.
Klein war er, gedrungen
und kräftig wie die Wisente
von Pszczyna. Zur Schicht
nahm er einen Flachmann,
stemmte als Häuer was weg
und trank hinterher beim Danziger
im Kiez Wilhelmina zwischen
Janow und Helgoland,
zwischen Fördertürmen und Halden
den fälligen halben Liter.
Spät tappte er heim und singend,
zwölf Jungens warteten auf die Mahlzeit
und das Erwachsenein: das vierzehnte
Lebensjahr –
reif für untertage.
Vor Kaiser Wilhelm fiel Großvater
bei der Parade vom Pferd –
war nur Grubenpferde gewöhnt.*

*Altgeworden, schaukelte er zur
Lehmkuhle,
neben dem Friedhof zu Nikisch,
dem pyramidenpappelumsäumten,
mit einer Ziege, die keine Milch gab,
und einer Angel, die Fische ablehnte,
und einer Buddel, die hielt, was sie
versprach.
Er fluchte polnisch und deutsch, krächte:
Zum Donner, Pieronje und Psiakrew.
Zärtlich war er zu mir:
Er quetschte mir lachend die Hand,
zerrte an meinem Ohr, ließ mich
den Ofen lieb haben, wenn der glühte,
und malte Männlein mit sichelförmigen
Schnapsnasen.
Seine Söhne waren kleine Bären
und zeigten fröhlich vom Ochsenziemer
die Narben.*

*Er starb eines natürlichen Todes um die
Achtzig.
Eine Bergmannskapelle bracht ihn zum
Friedhof
In Nikisch; die Pappeln raunten verhalten,
der Tümpel trug Trauer, die zwölf Söhne
besoffen sich mächtig.
Der Danziger spendierte kein Freibier:
Er schwebte über Treblinka als Asche.*

bis zur Gegenwart, als Moderator bei Lesungen polnischer Autoren und auf Seminaren, aber auch als Autor hat er sich in hohem Maße am Kulturdialog zwischen Polen und Deutschland beteiligt. Viele Auszeichnungen und Literaturpreise wurden ihm zuteil, sowohl in Deutschland als auch in Polen.

An unserm gemeinsamen Abend in Danzig las er vor allem aus seinen Gedichten, in denen er in die Region seiner Kindheit zurückkehrt, die geprägt ist von der Flugasche der Bergwerke, dem engen Zusammenhang der oberschlesischen Großfamilie und der Beheimatung zwischen den beiden Völkern. Nachstehend drei Gedichte aus dem zweisprachigen Bändchen FAMILOKI, das 2001 im Krakauer Verlag Księgarnia Akademicka erschien. **G. N.**

Zurawik hieß der Mann

*Schnapsladenbesitzer,
ein Dulder vor dem Herren
den ich vor 60 Jahren nachts
des öfters weckte.*

*Sein Laden schloss um acht;
wenn Vater aber mit seinen Brüdern
Anlass fand zum Feiern und fand kein
Ende*

*Und alle Pullen waren leer, musste ich,
Kind noch, mich auf die Socken machen
durch die dunkle Gegend, menschenleer,
zwei Treppen hoch, geklingelt, geweckt
den schlafenden Zurawik – nicht etwa
wegen
eines Liters, Vater und seine Brüder
wollten
so viel nicht trinken, nein, ein Viertelchen,
eine Krauettka, die letzte, sollte genügen.
Nach einem Viertelstündchen aber
musst ich ein neues Viertel holen.*

*So lief ich mehrmals hin und her,
mich wundernd, dass der Wodkadurst
kein Ende nahm, dass der geplagte Mann
nicht aufbegehrte und dass die Trinker,
deren wirre Reden immer schriller
wurden,
nicht endlich umfielen.*

2001

VERANSTALTUNGEN

Bildungstreffen 2002

28. April Gütersloh
30. Juni Frankfurt am Main
7. Juli Elmshorn
25. August Berlin
24. November München

Änderungen bleiben vorbehalten.

56. Gementreffen

24.–29. Juli 2002

EU-OSTERWEITERUNG

Hoffnungen – Ängste – Aufgaben

(Das Programm liegt dieser Ausgabe bei)

9. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

20.–27. Mai 2002

In Zusammenhang mit dem „Ersten weltweiten Treffen der Danziger 2002“

(Das Programm liegt dieser Ausgabe bei, siehe besonderer Hinweis auf dieser Seite)

Academia Baltica

Wie in der letzten Ausgabe (Nr. 4/2001, S. 31) berichtet, gehört das Adalbertus-Werk zu den Trägern der am 24. September 2001 in Lübeck gegründeten Academia Baltica, an deren Veranstaltungen es sich je nach Thematik auch als Mitveranstalter beteiligen wird. Informationen über die Satzung, die Gründungsveranstaltung und das Programm, findet man im Internet unter www.academiabaltica.de; Anfragen und Anforderung des inzwischen erschienenen

**Adalbertus-Werk im Internet:
www.adalbertuswerk.de**

Fortsetzung von Seite 23

zentrationenlager Stutthof mussten Massengräber öffnen und Leichen verbrennen, ehe sie selbst auch erschossen und verbrannt wurden. Doch es gelang nicht mehr, alle Spuren zu verwischen. Nach dem Krieg hat eine Exhumierungskommission noch hunderte von Leichen in den Kalkschichten gefunden, dabei wurde festgestellt, dass man viele Menschen verscharrt hatte, ehe sie tot waren – sie waren erst im Grab erstickt. Hauptvollstrecker der Exekutionen war der „SS-Wachsturmbann Eimann“, Hauptverantwortlicher der Gauleiter und Reichsstatthalter der NSDAP in Danzig, Albert Forster, der 1948 in Danzig zum Tode verurteilt und 1952 in Warschau erhängt wurde.

Seit 1955 steht dort im Wald ein Mahmal zur Ehre der Ermordeten, an dem jedes Jahr am letzten Oktobersonntag eine Gedenkfeier stattfindet. Daneben gibt es viele kleine Gedenksteine überall im Wald verstreut, auch für die vielen umgebrachten Jugendlichen und Kinder. An einem von ihnen stellten wir unsere Kerzen auf, beteten und sangen ein deutsches und ein polnisches Lied – Polen – Kaschuben – Deutsche – gemeinsam trauernd und auf den Frieden hoffend!

G. N.

kompletten Jahresprogramms 2002 unter: **Academia Baltica**, Mengstr. 31, 23552 Lübeck, Tel. 04 51/3 96 94-0, Fax 04 51/3 96 94-25, E-Mail: office@academiabaltica.de

IJBS Kreisau

Europäische Akademie

10.–12. Mai

14. Maikonferenz der Stiftung Kreisau

„Frauen im Widerstand“

Kontakt: monika@krzyzowa.org.pl

24.–26. Mai

Gemeinsame Tagung mit der Evangelischen Akademie Berlin

„Widerstand in Diktaturen – eine europäische Menschenrechtstradition?“

Kontakt: franke@krzyzowa.org.pl

Ausführliches Programm über:

Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung

Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau

Krzyzowa 7, PL- 58-112 Grodziszczce

Tel. +48-74-8500 300, Fax +48-74-8500 305

www.krzyzowa.org.pl

GLÜCKWÜNSCHE

Ihren 70. Geburtstag feiert am 13. Mai 2002 in Hildesheim **Maria Behnke**. Als Frau von Joachim Behnke, des 1966 früh verstorbenen Hauptinitiators und ersten Geschäftsführers des Adalbertus-Werkes, hat sie die Aufbauphase des Bildungswerkes, mitgetragen, ebenso den Aufbau des Bernward-Verlages in Hildesheim, in dem eine Reihe unserer Publikationen erschienen ist und der ebenfalls von Joachim Behnke gegründet wurde. In diesem war sie bis noch vor wenigen Jahren als Anteilseignerin und Lektorin engagiert. Dem Adalbertus-Werk und seiner Arbeit ist sie bis heute eng verbunden geblieben. So weit es die Sorge um die fünf Kinder ermöglichte, war sie immer wieder mal in Gemen und bei manchen Regionaltreffen dabei, auch bei einer der Studientagungen in Danzig.

Am 16. Mai 2002 feiert **Ulrich Guski** in Krefeld seinen 75. Geburtstag. Er gehörte zu den Teilnehmern des ersten Gementreffens 1947 und war seit dem, wenn immer es seine Gesundheit erlaubte, in Gemen dabei. Viele Jahre lang hat er – der auch beruflich bis über die Altersgrenze hinaus als Küster tätig war – auch in Gemen Verantwortung getragen für den organisatorischen Ablauf der Gottesdienste. Die letzten Jahre waren überschattet von häufiger schwerer Krankheit, die er jedoch bisher stets mit Energie und Gottes Hilfe überstand, so dass er sich immer wieder bis in die jüngste Zeit hinein den Wunsch erfüllen konnte, in seine geliebte Heimat Danzig zu fahren. Auch dort hat er sich – vor allem in den Notjahren – intensiv engagiert, besonders für die Pfarrei Przymorze bei Oliva.

Beiden Geburtstagskindern sei von Herzen Gottes Segen und Gesundheit für noch viele gute Jahre gewünscht und zugleich Dank gesagt für ihre langjährige Förderung unserer Arbeit.

I. Weltweites Treffen der Danziger

Wie bereits im letzten *adalbertusforum* angekündigt, findet in Danzig vom 24. bis 26. Mai 2002 ein **I. Weltweites Treffen der Danziger** statt, veranstaltet vom Rat und Präsidium der Stadt.

Laut Werbeblatt der Stadt ist es Ziel des Treffens, „die multinationalen Traditionen Danzigs und auch die Erweckung der komplexen Danziger Identität bei Zusammenkünften früherer und jetziger Einwohner der Stadt zu zeigen.“ Eingeladen sind deshalb alle, „die sich mit der Stadt verbunden fühlen, die hier ihre Wurzeln suchen und die Danzig lieben und sich mit dieser einmaligen Stadt identifizieren“.

Das vorläufige Programm der drei Tage ist dieser Ausgabe beigelegt. Auskünfte kann man unter den dort angegebenen Anschriften bzw. über das Internet erhalten. Unklar ist bisher noch, inwieweit für einige der Veranstaltungen eine Anmeldung notwendig ist, man sollte sich – falls man nach Danzig zu fahren beabsichtigt, beim Organisationsbüro kundig machen.

9. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

Nicht wie bisher im Herbst, sondern aus Anlass des **I. Weltweiten Treffens der Danziger** soll die diesjährige Deutsch-polnische Studientagung diesem großen Treffen vom 20. bis 23. Mai vorgeschaltet werden und daher auch ein verkürztes Programm haben.

Das Thema lautet: „Danzig – seine europäische Brückenfunktion in Geschichte und Gegenwart.“

Die Tagung findet diesmal aus Raumgründen nicht – wie in den acht Vorjahren – im Maximilian-Kolbe-Haus statt, sondern im Haus der Lehrer/Dom nauzyciella in Langfuhr/Wrszeszcz, ul. Uphagena. Wir konnten dort eine Reihe von preiswerten Einzel- und Doppelzimmern (wie im Maximilian-Kolbe-Haus ohne Nasszellen, nur mit Waschbecken) für unsere Tagung einschließlich der drei Tage des großen Treffens (bis Montagmorgen, 27. Mai) reservieren, die jedoch nur denen zur Verfügung stehen, die auch ab Pfingstmontagabend an der Studientagung teilnehmen wollen. Das Adalbertus-Werk ist zurzeit bemüht, sich mit einer separaten Veranstaltung und seiner Ausstellung in das Programm des großen Treffens einzubringen.

Das Programm der Studientagung mit den Teilnahmebedingungen ist dieser Ausgabe beigelegt. Eine umgehende Anmeldung ist dringend erforderlich.

Tel. (02 11) 40 04 40, Gerhard Nitschke.